

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung der herausgebenden Stelle dar. Sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Sie lesen auf Seite 436
Alexander Hohenstein:
„Wartheländisches Tagebuch“

WALTER JACOBSEN

Die Vergangenheit mahnt — Wille, Wege und Wagnis zur Bewältigung

A) Die jüngsten antisemitischen Exzesse — ein Mahnzeichen

1. Zum sichtbaren Geschehen; Auflösungsreiz und Motivation

Daß die Häufigkeit der antisemitischen Demonstrationen den Charakter einer Kettenreaktion durch „Ansteckung“ hatte, erscheint nach allen bisherigen Meldungen offenkundig und dürfte auch das Wahrscheinlichste sein. Bei den Auslösungsreizen ist die Unreife der meisten Attentäter, (die nicht allein aus dem Lebensalter zu schließen ist), kennzeichnend. Besonnene Menschen wählen andere Wege zur Durchsetzung ihrer politischen Tendenzen. Bei den Unreifen spielt das Geltungsmoment eine sehr große Rolle mit. Der hier offenkundig gewordene Geltungserfolg reizt zur Nachahmung. Aktivitätsbedürfnisse und Imponiergehabe finden mit den Hakenkreuz- und Anti-Judenparolen eine besonders dankbare Gelegenheit zur Befriedigung. Gegen Dummjungenstreiche dieser Art erscheint die Abschreckungsmethode als die unvermeidliche Sofortmaßnahme. Auf längere Sicht dagegen wirken nur eine entsprechende Erziehung und die Aufarbeitung der Vergangenheit.

Mit der Kennzeichnung dieser Auslösungsreize ist über die antisemitische Grundeinstellung, deren Stärke und Verbreitung, jedoch noch gar nichts ausgesagt.

Zwischen den Auslösungsreizen beim einzelnen (Aktivitäts- und Geltungsbedürfnis, gegenseitige Ansteckung) einerseits und der möglicherweise doch in gewissem Grade verbreiteten antisemitischen Grundeinstellung, die solche Symptome ermöglichte, gibt es jedoch noch die unbeantwortete Frage nach den aktuellen Motivationen in den verschiedenen Einzelfällen, denn es reicht nicht einmal zur Beruhigung der innerdeutschen Öffentlichkeit, geschweige denn des Auslands, aus, wenn man die plötzlich überall so zahlreich auftretenden Eruptionen des Taten- und Geltungsdranges als Rowdytum oder Flegelei „erklärt“. Schließlich muß es ja Gründe geben, warum das

Rowdytum sich so begeistert gerade dieser Feldzeichen („Hakenkreuz“ und „Juden raus“) bedient.

Vermutlich fühlte sich jeder einzelne Täter ganz persönlich, also spontan, aufgerufen, seiner solidarischen Gesinnung und seinem Geltungsbedürfnis vor sich selbst in gleicher Weise Ausdruck zu verleihen. Das schließt nicht aus, daß gelegentlich auch von linksradikaler Seite nachgeholfen wurde und wird. Ohne eine entsprechende, zumindest potentielle Grundgesinnung waren die meisten Farbtöpfattentate aber wohl kaum möglich.

Rechtsradikale Organisationen haben diese Aktionen wahrscheinlich nicht „gesteuert“. Zwar wird es für sie eine große Befriedigung gewesen sein, zu entdecken, welche „allgemeine“ Resonanz bei einem solchen Startzeichen zu erwarten ist; sie werden sich gestärkt und ermutigt fühlen. Andererseits wird niemand erschrockener als sie gewesen sein darüber, nun plötzlich vor aller Welt derart kompromittiert zu werden.

Diese zwielichtige Rolle der Attentäter fordert erst recht zur genaueren Erhellung ihrer individuellen Motivationen heraus. Es gilt, jene „Sympathie“-Beziehungen bloßzulegen, die in einem unbekannt großen Teil unserer Bevölkerung zu solchen Taten prädisponieren; man muß bedenken, daß ja nur ein verschwindend kleiner Teil der Sympathisierenden (bzw. Halbdemokraten bzw. Antidemokraten) sich zu Manifestationen, noch dazu so unreifer Art, hinreißen läßt.

2. Analyse

Man muß leider befürchten, daß die Motivationen entweder nur unzureichend oder in falscher Interpretation aufgedeckt werden, wenn man die Erst- und Zweitverhöre der Gefaßten dem Routinebetrieb in den Polizeistuben überläßt. Man kann von den Kriminalbeamten meistens nicht erwarten, daß sie die oft recht komplizierte Psyche der Delinquenten

ten in dem ergiebigsten Zeitpunkt der Voruntersuchung zweckmäßig zu durchleuchten verstehen. Die forensische und Aussage-Psychologie, besonders bei Jugendlichen und Zurückgebliebenen, hat in dieser Beziehung stets erschütternde Tatsachen ans Licht bringen können. In einem so delikaten, dazu auch noch politisch so schwerwiegenden Falle sollte man daher, das ist meine Ansicht, wo irgend es möglich ist, bei Verhaftung eines Attentäters sofort den nächst zuständigen forensischen Psychologen herbeirufen. Solche können von fast jedem psychologischen Universitätsinstitut zur Verfügung gestellt oder benannt werden.

Was auf diese Weise an psychologischem Primärmaterial gesammelt werden kann, würde auch allen künftigen Maßnahmen sehr zugute kommen können, die zur Bekämpfung von Rechtsradikalismus und Antisemitismus vorgenommen werden müssen.

3. Ausland

Überzeugte, also sozusagen „echte“ Antisemiten gibt es in allen Ländern. Sie glauben an die Weltverschwörungsidee des Judentums oder zumindest an seine dekompositorische Funktion gegenüber Ordnung und Nationalgefühl. Auch im Ausland stehen die Antisemiten meistens den radikalen Rechtsparteien nahe, aber nicht ausschließlich. Leute mit fixen Ideen dieser Art sind oft geneigt, ein deutlich sichtbares Fanal aufzustellen zu wollen. Wenn diese Leute im Ausland jetzt den Eindruck gewannen, daß sich in Deutschland eine allgemeine antisemitische Empörung anbahne, dann mag sich, wie gesagt, der eine oder andere von ihnen dort zu einer Art Solidaritätskundgebung bewo-

damals. Seit dem Goebbels'schen 12-Jahrespropagandakrieg ist der Antisemitismus aber das Privileg der deutschen Nationalisten und der Rechtsradikalen geworden.

Was sonst noch an latenter Abneigung gegen Juden — bewußt oder unbewußt — bei vielen Deutschen vorhanden sein mag, würde bei anhaltender Inaktualität uninteressant werden. Man würde sie vergessen. Das gilt erst recht für jene Art von äußerlichem, gar nicht ernst gemeintem Antisemitismus, der nur in dem gedankenlosen Gebrauch antijüdischer Redensarten besteht.¹⁾

Immerhin wird es stets Menschen geben, die für wieder manifestwerdende antijüdische Parolen geschickter Volksverhetzer besonders leicht anfällig sind, da der „Resonanzboden“ dafür bei ihnen gleichsam vorgegeben ist. Richtige Erziehung gegen Vorurteile und Vorurteilsbereitschaft würde die nur auf diese Weise gefährdeten Menschen, die potentiellen Antisemiten, vor einer zu starken Leichtgläubigkeit in gewissem Grade bewahren können.

Die eigentliche Gefahr bei uns kommt aber von den Ewiggestrigen, d. h. von allen jenen, die noch ganz oder teilweise an den vom Nationalsozialismus gesetzten und kultivierten Göttern festhalten. Hier bedarf der Ausdruck „Ewiggestrige“, wie er hier gemeint ist, jedoch einer noch näheren Erklärung: Zu den vom Nazismus „gesetzten“ Göttern ließe sich etwa das unbedingte Führerprinzip, das Vormachtsrecht der „nordischen“ Rasse („Herrenvolk“), der „Mythos des 20. Jahrhunderts“, die „Vorsehung“ so wie sie der nie irrende Diktator benutzte, das „Neuropa“ nach Hitlers Ideen und unter seiner Führung und ähnliches rechnen; zu den nur „kultivierten“, — d. h. schon vorhanden gewesenen, aber nun maßlos hochgezüchteten — Göttern etwa das übersteigerte nationale Selbstbewußtsein, (zum Teil eine Überkompensation von Minderwertigkeitsbesorgnissen) und die Überwertung des „deutschen Wesens“ und der deutschen Weltgeltungsmision, die Erziehungsideale „Zucht und Ordnung“, Obrigkeitshörigkeit und Selbstaufopferung in der Pflichterfüllung (hochgezüchtet bis zum: „Du bist nichts, dein Volk ist alles!“) und ähnliche überkommene Spitzenwertungen. Wer von all diesen Übersteigerungen nicht lassen kann, wer immer noch einen bedeutenden Rest von Treue ihnen gegenüber bewahren zu müssen glaubt, auch wenn er jetzt keinen allzu lauten Gebrauch davon machen zu dürfen vermeint, der ist hier mit meinem Ausdruck „Die Ewiggestrigen“ gemeint. Mancher von ihnen wird sich selbst nicht dazu rechnen wollen, besonders derjenige nicht, der mit Hitler nur unter vielen Vorbehalten eine Strecke des Weges mitgegangen ist (aber mit seiner bedingungslosen Pflichttreue und seiner Untertanenmoral vielleicht eine zuverlässigere Stütze des Gewaltregimes gewesen ist als der waschichte revolutionäre Bannerträger Hitlers).

Die antisemitische Parole ist für Rechtsradikale diejenige, mit der sie am ehesten Dumme finden oder, richtiger gesagt, unbewußte Vorurteile zu aktualisieren vermögen, es ist für sie also vor allem eine Parole, ein Werbemittel, und verkörpert somit nicht ihre eigentliche und letzte Zielvorstellung. Mit der Bekämpfung des Antisemitismus allein würde man dem Übel daher noch nicht an der Wurzel beikommen. Die eigentliche Wurzel des Übels liegt, so meine ich, bei dem nicht völlig überwundenen Nationalsozialismus bzw. dessen Hintergründen und Abarten. Es wird also notwendig sein, das Schwergewicht aller Erziehungsmaßnahmen denjenigen zuzuwenden, die noch nicht die entschiedene und restlose Abkehr vom Nationalsozialismus, vom Autoritarismus bzw. bloßen Nationalismus vollzogen haben. An der wichtigsten Schlüsselposition für diese Erziehung stehen vor allem die Lehrer und die Eltern, soweit es sich um die Nachfolgegeneration unseres Volkes handelt.

1) Man muß eigentlich auch noch zwischen irrationalen Vorurteilen, die sich bei Bewußtwerden von selbst in ein Nichts auflösen, und sog. „Denklischees“, Stereotypen, unterscheiden, die nicht einmal affektgeladen sein müssen.

INHALT

A) Die jüngsten antisemitischen Exzesse — ein Mahnzeichen

1. Zum sichtbaren Geschehen; Auslösungsreiz und Motivation
2. Analyse
3. Ausland
4. Echter und Scheinantisemitismus

B) Hintergründe

5. Nationalismus und Autoritarismus
6. „Zukünftiges ist wichtiger als Vergangenes“
7. Grundeinstellung

C) Probleme

8. Erziehung und zeitgeschichtlicher Unterricht
9. Komplikation durch kommunistische Wertwelt
10. Vorbehalte bei manchen Lehrern
11. Schizophrenie des nationalen Wertbewußtseins

D) Möglichkeiten und Schwierigkeiten

12. Prädisposition der Jugend heute
13. Hemmungen in der Aufarbeitung
14. Wer ist zuständig?
15. Was kann man tun?
16. Sachverständige

E) Zusammenfassung

gen fühlen. Ja, es deutet auch einiges darauf hin, daß zwischen Gleichgesinnten in verschiedenen Ländern ein guter Verständigungskontakt aufrechterhalten wird.

4. Echter und Scheinantisemitismus

Vor 1914 war der Antisemitismus in Deutschland nicht unbedingt mit ultrarechtsstehenden Parteien verkoppelt. Er konnte damals bald bei dieser, bald bei jener politischen Gruppe je nach aktuellem Gefolgschaftsbedarf, nach demagogischem Geschick und nach Skrupellosigkeit hochgezüchtet werden. Zu „manipulieren“ verstand man auch schon

B) Hintergründe

5. Nationalismus und Autoritarismus

Es ist ja nicht etwa so, daß ein heimlicher, verbreiteter, womöglich fanatischer Antisemitismus sich des Hakenkreuzes und nationalistischer Phrasen bedient und rechtsradikale Grüppchen am Leben erhält, sondern umgekehrt: Ein verbreiteter, bei den meisten nur notgedrungen beurlaubter, bei einigen Gruppen aber gewollt wachgehaltener Nationalsozialismus, (übrigens ein Sammelbegriff, der viele Schattierungen enthält), bedient sich mit Vorliebe auch der antisemitischen Parolen, weil sie, erstens, so bequem zur Hand liegen²⁾ und, zweitens, (weil Irrationales provozierend) garantiert werbekräftig sind, wie es Jahrhunderte ja schon immer bewiesen haben. Die Umworbenen reichen dann den kleinen Finger, indem sie zunächst dem Rassenvorurteil und gewissen antijüdischen Anwürfen Glauben schenken (so wird der irrationale Affekt nachträglich rationalisiert), und stehen dann schon zu einem Teil im Bannkreis der antidemokratischen Demagogen.

Ein hoher kirchlicher Würdenträger bezeichnete dieser Tage diese Halbdemokraten mit Recht als die eigentliche Gefahr für die Demokratie. Man könnte sie auch Pseudodemokraten nennen. Vielfach reden sie sich selbst ein, sie seien gute Demokraten — nach dem Schema: „Wie ich die Demokratie verstehe“. Sie wollen alle von „Aufarbeitung“, von echter, vollständiger Distanzierung vom Dritten Reich nichts wissen, wollen einen dicken Strich darunter ziehen und lauschen gern denen, die ihnen versichern, sie alle und ein großer Bestandteil des Hitlerregimes hätten einen gerechten Anspruch auf moralische Rehabilitierung. Diese breite Schicht stellt einen dankbaren Nährboden für antidemokratische, also autoritaristische und nationalistische Tendenzen dar, d. h. sie widersteht allen demokratischen Erziehungsbemühungen durch verschleierte, aber steigenden Gegendruck — ähnlich wie eine widerstandskräftige, wenig elastische Folie: Erst eine Perforierung gibt den Weg frei. Ähnlich bedarf es bei den „Ewiggestrigen“ ebenfalls erst einer Auflösung ihres seelischen Widerstandes, ihres irrationalen Tabus, um eine vorbehaltlose Gewissenseinwanderung bei ihnen mit sich selbst zu ermöglichen³⁾. Erst wo diese ausgelöst werden kann, dort werden Vorbehalte gegen die Gegenwart abgebaut und die innere Verkrampftheit gelöst werden können; zu einer Überprüfung der persönlichen Wertrangordnung wird man bereit.

Das klingt ein wenig nach Psychoanalyse, bewegt sich aber alles noch im Rahmen der Normalpsychologie und Normalpädagogik.

6. „Zukünftiges ist wichtiger als Vergangenes“

Nicht übersehen werden darf auch die gesunde Tendenz zur Selbsterhaltung und Selbstentfaltung, die sich nun einmal lieber aufs Gegenwärtige und Zukünftige anstatt auf Vergangenes richten will. Dem Widerstand gegen „Aufarbeitung“ braucht also nicht notwendig immer ein schlechter Wille zugrunde zu liegen.

Wüßte man nicht von der Anfälligkeit so vieler, doch wieder in aller Harmlosigkeit solchen Parolen Gehör zu schenken, die für unsere nationale Existenz verhängnisvoll gewesen sind und dies in Zukunft erst recht sein würden, — kennte man nicht die Großmacht „politische Verführung“ und die Leichtgläubigkeit der breiten „politisch uninteressierten“ Massen, dann würde man bei diesen „Harmlosen“ vielleicht gar nicht so unerbittlich auf eine gründliche und ehrliche Auseinandersetzung mit der jüngsten deutschen Vergangenheit zu drängen brauchen,

vorausgesetzt, daß sie wenigstens offen und uneingeschränkt zugeben, daß im Namen Deutschlands Ungeheuerliches, Niewiedergutzumachendes geschehen ist.

7. Grundeinstellung

Die antidemokratische nationalistische Grundeinstellung bei vielen Deutschen hat den Charakter des Angeborenen, Ererbten, infolgedessen Tiefverwurzelten und ist daher nicht von heute auf morgen, etwa durch bloße rationale „Aufklärung“, Belehrung oder Überzeugungsgründe, auch nicht durch Totschweigen, sondern nur in langwieriger Erziehungsarbeit zu überwinden. Jeder zweite oder dritte Mitbürger trägt insgeheim, vielfach unbewußt, die Sehnsucht nach einem rechtfertigten stolzen und mächtigen Großdeutschland mit sich herum; die Demokratie betrachtet er als eine aufoktroierte, zwar nicht direkt schlechte, aber doch Notlösung, die man glaubt, akzeptieren zu sollen, ohne aber sich deswegen zu ihr bekennen oder gar in ihr mitarbeiten zu müssen.

Die Niederlage Hitlers war durchaus nicht Grund genug, um aus einer Mehrheit von nationalistischen und autoritätsgläubigen Deutschen plötzlich lauter freiheitlich und mitverantwortlich gesinnte gutwillige Lehrlinge der Demokratie zu machen, — die „Reeducation“ kam ja ohnehin bei vielen schief an (was nicht nur an der Methode und der Sieger-Besiegten-Situation liegen dürfte, sondern wohl auch etwas am „Passiven Widerstand“ des Objekts). Eine verhaltene, im Gefühlsbereich schwelende Opposition nationalistischen Charakters dürfte trotz allem opportunistischen Konformismus und trotz aller demokratischen Lippenbekenntnisse mehr oder weniger unterschwellig am Leben geblieben sein; jeder aufmerksame Zuhörer von politischen Gesprächen könnte dies feststellen. Freilich will man allgemein „keine Experimente“, sicherlich auch keine rechtsradikalen, aber die Residuen aus der Nazizeit sind noch latent vorhanden; es hat keinen Zweck, die Augen davor zu verschließen oder sich mit der Kleinheit und Zersplitterung der rechtsradikalen Organisationen zu beruhigen. Diese Tatsache nenne ich den „Mutterboden“ für Nationalismus und Autoritarismus, der seit jeher im deutschen Volk vorhanden ist, den Mutterboden, auf dem schon immer Parolen wie „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen“, „Stolz weht die Flagge schwarz-weiß-rot“, „Deutschtum“, „Platz an der Sonne“, „Die andern haben mindestens ebensoviel Schuld“, „Es war nicht alles schlecht, was Hitler wollte“, „Wie kann man nur das eigene Nest beschmutzen!“, „Kraftvolles Auftreten nach außen tut not“, „Starke Führung, verschworene Gemeinschaft“, „Zucht und Ordnung“ usw. usw. gedeihen konnten und auch heute immer noch begeisterten Beifalles bei sehr vielen Mitbürgern sicher sein können.

Unlust zur persönlichen politischen Mitverantwortung und zur Beanspruchung der persönlichen Urteilskraft und des Gewissens, verbreitete Ohne-mich-Einstellung und Abschieben jeder Verantwortung auf „Die da oben“, Bereitschaft zum Nach-dem-Munde-reden gegenüber Vorgesetzten und Cliques, denen man angehört, Freude über gelegentlich möglichen Nonkonformismus dann, wenn man etwas Abfälliges über die Demokratie, „die Parteien“ oder die Regierung (vorsichtig) äußern oder entsprechenden Äußerungen akklamieren kann, Wahrnehmung jeder Gelegenheit zur Selbstrechtfertigung und Selbstbestätigung (daß man selbst und daß Deutschland doch eigentlich immer das Beste gewollt hätten und einem selbst und Deutschland eigentlich Unrecht geschehen sei — die anderen seien „auch nicht besser“ — usw.), nationalistische Selbstüberheblichkeit (die Tüchtigsten und Zuverlässigsten in der ganzen Welt, die besten Soldaten und treuesten Kameraden, Unbestechlichkeit, Pflichtbewußtsein, ... dann noch — beiläufig Entschuldigung heischend: Juden haben uns allerdings viel geschadet), das alles und ähnliches mehr charakterisieren jenen Mutterboden, auf dem nationalistische Hetzer viele Früchte ernten können, wenn die Gelegenheit günstig ist.

2) Das wird durch die Statistik bestätigt: Von je hundert Schmierereien in der letzten Zeit in der Bundesrepublik beschränkten sich nur 17% auf rein antisemitische Parolen, weitere 31% enthielten gemischt antisemitische und nazistische und der große Teil von 52% wies rein nationalsozialistische Parolen auf. Die nationalsozialistische Reaktion liegt der Gemütslage der Schmierfinken also doch weit näher als die Abneigung gegen den kleinen Restbestand von deutschen Juden.

3) Das Nicht-wahr-haben-wollen, („weil nicht sein kann, was nicht sein darf“), lehnt sich aus verletztem Nationalstolz gegen eine unbeschönigte Geschichtsdarstellung auf, die Selbstrechtfertigungstendenz gegen die Annahme einer persönlichen Mitschuld durch Vorsatz; so verdichtet sich das Tabu aus sowohl einer kollektiven als auch einer individuellen Interessenwurzel.

C) Probleme

8. Erziehung und zeitgeschichtlicher Unterricht

Vorbeugen könnte hier nur eine Erziehung, die besondere Überlegungen und Maßnahmen voraussetzt, denn die Erziehungssituation ist ungewöhnlich, so vielleicht noch nie dagewesen, so daß man mit den alten, gewohnten Erziehungsmethoden allein jetzt kaum noch auskommen dürfte. Ungewöhnlich ist die Erziehungssituation in zweifacher Beziehung: a) beim Jugendlichen, b) bei Lehrern und Eltern:

a) Die Jugendlichen stehen gleichsam zwei Wertwelten gegenüber; die eine wird (ausgesprochen oder unausgesprochen) von jenen Lehrern und Eltern vertreten, die nach der obigen weitgefaßten Definition zu den „Ewiggestrigen“ zu rechnen sind, die anderen von den Fürsprechern der freiheitlichen und stark verpflichtenden demokratischen Lebensform mit dem Appell an Selbstverantwortung, Gewissen, Wahrheit und Recht. Die Jugendlichen merken und beobachten diesen Zwiespalt ihrer berufensten beiden Erziehungsmächte (der Eltern und der Lehrer) sehr kritisch — aber (naturgemäß) auch *ichbezogen*: ein geeignetes Feld zur Bildung von nihilistischer Bandenmoral.

b) Die Eltern, aber vor allem die Lehrer stehen vielfach — natürlich längst nicht alle — in einem inneren Gewissenskonflikt, der sich vor den Schülern (bzw. den eigenen Kindern) nicht verbergen läßt. Noch mehr: Von manchen Lehrern wird hier eine innere „Umkrempelung“, eine Einstellungsänderung erwartet, zu der sie ohne ganz besonders geartete Hilfen einfach nicht fähig sind. Dieses Nichtfähigsein macht sich als ein scheinbares *Nichtwollen* bemerkbar, denn das Aufklären, Argumentieren, Demonstrieren, — überhaupt alle rationalisierenden Bemühungen — stoßen bei ihnen bei irgendeinem Punkte schließlich auf jenes Tabu, von dem schon die Rede war. Wertvorstellungen und Abneigungen, die man ein ganzes Leben lang lieb gewonnen hat, lassen sich nicht mit Verstandesmitteln allein herausoperieren. Von diesen Lehrern ist eine wirklich überzeugende Behandlung des zeitgeschichtlichen Lehrstoffes kaum zu erwarten.

In manchen Fällen wird man resignieren müssen, die Umkrempelung wird nicht gelingen; in manchen anderen Fällen wird man aber die Verkrampfung lösen können, nicht durch Überreden, Aufklären, Argumentieren oder gar Moralisieren, sondern durch Bewußtmachen solcher seelischer Vorgänge, die an dem Fixiertsein bestimmter Wertungen und an dessen ursprünglichem Zustandekommen beteiligt sind. Auch der Vorgang des Anheimfallens an nicht bemerkte demagogische Einflüsse und die Verschiedenheit der persönlichen Anfälligkeiten für Tendenzen, Wertungen, Vorurteile usw. müßte in überzeugender Weise — mit dem Erfolg des persönlichen Wiedererkennens — vor Augen geführt werden. Kurz und gut: Die „Aufarbeitung der Vergangenheit“ bedarf in diesen Fällen besonderer *psychologischer* Hinweise und Selbstprüfungen. Die geeigneten psychologischen Helfer müssen gefunden, spezialisiert und zur *Mitwirkung* bei Fortbildungskursen, die sich mit dem Thema „Zeitgeschichte“ befassen, herangezogen werden. Auf wissenschaftlichen Modelltagungen wäre die erste Aufgeschlossenheit für diese Probleme zu erzielen.

Wenn Zeitgeschichte, weil es nun einmal verlangt wird, in den Schulen nur „durchgenommen“ wird, so als handele es sich um den 30-jährigen Krieg, also in deutlich spürbarer Distanz, dann wäre es beinahe besser, man verzichte überhaupt darauf. Ohne ein persönliches Bekenntnis des Lehrers wird er bei seinen Schülern oft nicht richtig ankommen. (Zuweilen retten die Schüler freilich *selbst* die Situation.) Natürlich werden Mißerfolge immer vorkommen, auch beim besten Unterricht, — das Zeitgeschichtsthema ist nun einmal „das“ heiße Eisen in der Schule geworden. Auf solche Schwierigkeiten muß der Lehrer aber gefaßt sein, er darf sich nicht entmutigen lassen.

Es muß allerdings erwähnt werden, daß selbst dort, wo Lehrer nicht nur fähig, sondern auch besten Willens und von einer richtigen Ein-

stellung sind, mitunter der zusätzliche Mut fehlt, auch noch den manchmal unausweichlichen Zwist mit „ewiggestrigen“ Eltern auf sich zu nehmen.

9. Komplikation durch kommunistische Wertwelt

Manche meinen, noch eine „dritte Wertwelt“ mache sich irritierend bemerkbar, die kommunistische. Die umfangreiche „Agitprop“-Arbeit könne ja schließlich nicht wirkungslos bleiben. Aber hier dürfte ein Fehlschluß vorliegen. Die „rote Wertwelt“, die DIAMAT-Lehre als *Solche*, zündet nicht und verursacht auch keine Persönlichkeits- und Gewissensspaltung, wie es die ebengenannten beiden Wertwelten bei einem ansehnlichen Teil der Bevölkerung tun. Die „rote Gefahr“ ist zwar groß, aber von ganz anderer Art: Nicht geistig-ideologisch-normativ, sondern vor allem außen- und machtpolitisch sowie darüber hinaus ganz elementarprivate Bezirke *demoralisierend* und verwirrend: d. h. man braucht keine Besorgnisse zu hegen, daß viele Deutsche von Gedankengängen der kommunistischen Dogmatik infiziert werden könnten, wohl aber, daß sie eingeschüchtert, entmutigt und z. T. auch durch plumpe Versprechungen, die ihrer momentanen (z. B. innerbetrieblichen) Unzufriedenheit und ihrer politischen Indifferenz Rechnung tragen, verwirrt, vielleicht gar zu irgend welchen Fehlreaktionen verführt werden. Also eine ganz andere Art von Anfälligkeit, der insbesondere *Lehrer* wohl verhältnismäßig selten ausgesetzt sein dürften.

Der von „rechts“ her drohenden, z. Zt. nur *latent*, aber sehr ernst zu nehmenden Gefahr, ist nur durch eine sehr tief lotende Persönlichkeitserziehung, beizeiten zu begegnen, gegenüber der von links drohenden aktuellen, genügten jedoch unermüdliche Entlarvung des *anerkannt* gemeinsamen, getarnten Feindes und seiner Täuschungskünste sowie ständige Ermutigungen; freiwillig, d. h. durch Überzeugtwerden, kapituliert ihr kaum noch jemand.

10. Vorbehalte bei manchen Lehrern

Im Jahre 1945 mußten fast alle Lehrer in die neu angefangene Zeit übernommen werden, auch die allermeisten mehr oder weniger überzeugten Nationalsozialisten. Man begann zwar alsbald mit politischen Aufklärungskursen, die eine Sinnesänderung hervorrufen sollten. Diese Sinnesänderung hat man wohl auch z. T. erreicht, aber doch nur zu einem gewissen *Teil*: Manche beharrten völlig bei ihren nationalsozialistischen Vorstellungen und kapselten sich ab. („Der Führer wollte das Beste, Verräter und Unfähige haben ihn zum Scheitern gebracht“ oder: „diese oder jene Auswüchse waren zwar nicht zu billigen, aber im Grunde war das nationalsozialistische Gedankengut richtig“.) Andere ließen sich nur zum Teil von dem Unrechtscharakter der Nazi-Diktatur überzeugen („Das Parteiengedank ist im Grunde auch nicht besser als eine gute autoritäre Führung“ oder: „Mag sein, daß die Verräter vom 20. Juli des Glaubens waren, der Krieg sei doch nicht mehr zu gewinnen, — also mildernde Umstände, — aber Verräter waren sie *doch*“). Kurz: bei manchen Lehrern sind Vorbehalte geblieben.

Diese zu erwarten gewesene Tatsache hat sich inzwischen deutlich bemerkbar gemacht. Die Vorbehalte machten sich in irritierender Weise geltend, als der hier gekennzeichnete Teil der Lehrer gezwungen wurde, Zeitgeschichte durchzunehmen oder gar „Vergangenheit aufzuarbeiten“. Jeder weiß, wie fragwürdig ein Gesinnungsunterricht in den Schulen zu bleiben pflegt, wenn der Lehrer nicht mit seiner ganzen Überzeugung und seinem Herzen hinter dem steht, was er vertreten soll. Oft kommt genau das Gegenteil dessen heraus, was man anstrebte.

Das alles trifft natürlich nur für einen Teil der Lehrer zu. Die anderen können die besten Unterrichtserfolge bei dem Kapitel „Zeitgeschichte“ aufweisen. Sie beschränken sich nicht auf die Vermittlung von Kenntnissen, sondern beziehen Stellung und lösen bewußt „Auseinandersetzung“ aus. Würde dies überall und gleich intensiv erreicht

werden können, dann wäre eine gute Gewähr dafür gegeben, daß es in absehbarer Zeit keine „Ewig-Gestrigen“ mehr gibt, dafür aber gute Deutsche und gute „Europäer“.

11. Schizophrenie des nationalen Wertbewußtseins

Es gibt eine weitverbreitete Meinung, die besagt, daß der Rechtsradikalismus bei uns überhaupt keine Chancen mehr habe, „gefährlich“ sei (aus bekannten Infiltrationsgründen) nur der Kommunismus. Ganz wörtlich genommen besteht diese Meinung wohl zu recht, denn „gefährlich“ ist der Kommunismus ja in der Tat — als weltpolitische Macht, auf der Bühne der Auseinandersetzung in höchster Ebene.

In einem weniger unmittelbaren Sinne ist aber der Rechtsradikalismus im Grunde noch gefährlicher. Freilich meinen wir alle nicht, wenn wir von dem „Hitler in uns“ sprechen, daß einer neu drohenden „Macht ergreifung“, wie gehabt, vorgebeugt werden müsse. Die rechtsradikalen Grüppchen haben in der Tat keine Chance, einen Riesenzulauf zu er-

halten. Nein, das Schlagwort von „Hitler in uns“ weist auf die eben gekennzeichnete Schizophrenie in unserem Volk hin und diese ist es, die eine große Gefahr in sich schließt: Nicht nur, daß uns ein überliefertes unversehrtes Geschichtsbild fehlt, an dem wir uns gefühlsmäßig „festzuhalten“ vermöchten, nein, wir vermöchten bisher offenbar nicht einmal zu verhindern, daß sich 2 Seelen in unserer Brust entwickelten, die einander Lügen strafen, und daß wir die aufwachsende Generation ebenfalls in diese Seelenspaltung hineinführen. Die Kinder erfahren von ihren natürlichen Vorbildern verschiedenartige „Wahrheiten“, verschiedenartige Begriffe von „Recht“ und „Unrecht“ — und zuweilen auch von Freiheit und Menschenwürde, von Toleranz und . . . von Demokratie. Solange diese Schizophrenie nicht geheilt ist, können wir uns nicht als „Demokraten“ bezeichnen, aller perfekten demokratischen Verfassung zum Trotz. Und ebenso können wir auf kein unerschütterliches Vertrauen vom Ausland her rechnen. So dürfte es ein verhängnisvoller Irrtum sein, wenn man sich in dem Glauben wiegt, die rechtsradikalen Gesinnungselemente seien erfolgreich aus dem Felde geschlagen, der Feind stehe nur noch links. Oder, wenn man gar wahllos propagandistische Bundesgenossen gegen links akzeptiert.

D) Möglichkeiten und Schwierigkeiten

12. Prädisposition der Jugend heute

Wie die Jugend aller Zeiten ist auch die heutige „skeptisch“ und oppositionell. Dahinter steckt, wie eh und je, ein gut Teil schöner Idealismus. Auch Vorsatz zur Selbstgestaltung in eigener Verantwortung nach eigenen Gesetzen. Daher auch „Ablehnung“ des Vergangenen, des „Verkorksten“. Manche wollen daher nichts von dem Vergangenen erfahren (die größere Mehrzahl allerdings wohl doch). Jedemfalls möchte man einen absoluten Neuanfang. Mit dieser Geisteseinstellung bei der Jugend, die sich persönlich von dem Vergangenen unbefleckt weiß, ließe sich pädagogisch vortrefflich arbeiten. Es gibt Lehrer, die das können, es wollen und es auch wagen. Erfolge zeigten sich dann prompt. (Spontane Kundgebungen Jugendlicher gegen antijüdische Ausschreitungen, Wallfahrten nach Bergen-Belsen, persönlicher Einsatz zur ideellen Wiedergutmachung usw. Auch die Ausstellungsaktion des Rings politischer Jugend in Berlin ist ein solches Zeichen.)

Allerdings fragt es sich, ob Lehrer wirklich auf ein „unbefangenes Verhältnis zur Vergangenheit“ hinsteuern sollten, das es so bald wie möglich allgemein zu erreichen gälte; in diesem Sinne äußerte sich kürzlich ein Pädagoge.

Vielleicht ist es doch besser, jenes „Befangensein“ nicht gar so bald „loszuwerden“; es geht nicht an, daß man sich immer nur dann als „zugehörig“ zu einem Volk fühlt, wenn man vermeintlich Grund hat, stolz zu sein, — z. B. über Goldmedaillen, die ein Landsmann in der Olympiade erringt. Das „Kainszeichen“ ist nun einmal — sichtbar und unverwischbar — da. Wie wir es als Volk zu tragen verstehen, davon hängt die Achtung ab, die wir allmählich wiederzuerlangen hoffen.

13. Hemmungen in der Aufarbeitung

Die „Aufarbeitung“ ist nicht nur wegen des Widerstandes seitens derjenigen Älteren, die noch nichts begriffen und gelernt haben und das auch nicht wollen, so kompliziert, sondern auch wegen des zwangsläufig zu verletzenden gesunden Selbstbewußtseins bei Jung und Alt. Man sträubt sich naturgemäß nicht nur — mit Recht — gegen die „Kollektivschuld-These“, sondern auch darüber hinaus — zu Unrecht — gegen das Postulat von der „Kollektivscham“. Für viele ist dies eine unvollziehbare Zumutung. Man nimmt es nur äußerlich, nicht innerlich, zur Kenntnis, daß das NS-Regime: a) im Grunde wirklich so unerhört verderbt gewesen ist, und b) daß man gar selbst — vielleicht — unwissentlicher Steigbügelhalter und aufopfernder Helfer einer so verderbten, gewissenlosen Bande gewesen sein soll.

Dieser Widerstand stammt aus natürlichen seelischen Wurzeln, aus dem Bedürfnis zur moralischen Selbsterhaltung und der Bewahrung des seelischen Gleichgewichts (nur bei wenigen kommt wohl auch robuste Skrupellosigkeit in Frage). Deswegen kommen manche Bemühungen, die Verbrechen der Nazizeit schonungslos zu demonstrieren (hoffend, die Erschütterung werde nun das Weitere besorgen), einfach nicht an: diese „Seelen-Blindheit und -Taubheit“ findet sich vielleicht sogar bei besonders empfindsamen, labilen, also selbstunsicheren Charakteren. Sie sind auf diesen Schutzpanzer angewiesen, um sich aufrechterhalten zu können. Es besteht — mit anderen Worten — Grund genug zur Annahme, daß es mit der Vermittlung einfacher zeitgeschichtlicher Fakten an die Jugend oft noch lange nicht getan ist. Man läuft Gefahr, den Jugendlichen etwas zuzumuten, das zu „verkräften“ über ihre Seelenkraft geht. Hier bedarf es offenbar psychologischer Hilfen ganz besonderer Art.

14. Wer ist zuständig?

Wenn hier fast ausschließlich von jenem Teil der politischen Erziehung unseres Volkes die Rede ist, die den Lehrern obliegt, so hat das zwei Gründe. Erstens steht die Lehrerschaft jetzt im Brennpunkt des allgemeinen Interesses in diesem Komplex: Teils macht man sie generell verantwortlich für das jetzt Geschehene, teils revoltiert sie schon öffentlich gegen diese „Sündenbockrolle“.

Aber was an demokratischer Erziehung realiter zu erhoffen ist, das konzentriert sich nun einmal auf die neu heranwachsende Generation, die das Dritte Reich selbst nicht bewußt und aktiv miterlebt hat und schon deswegen in besonderer Weise für unvoreingenommene Beurteilungen zugänglich ist. Die Lehrerschaft steht nun einmal in der Schlüsselposition für das, was sich in den nächsten Jahrzehnten in unserem Vaterland entwickeln wird.

Zweitens würde es hier viel zu weit führen, nun auch noch alle anderen „Erziehungsmächte“ auf die Rolle hin zu analysieren, die selbstverständlich auch sie in diesem Selbstreinigungsprozeß zu spielen haben. Vielleicht könnte das Gegenstand einer besonderen Untersuchung sein. Besondere Beachtung gebührt dabei der Rolle der Eltern, — schon weil sie so häufig als Widerpart der Lehrer in Erscheinung treten, sobald von Politik die Rede ist.

15. Was kann man tun?

Es erscheint nötig, sich angesichts der Konfliktsituation, ja teilweisen Verkrampfung, in der sich manche Lehrer befinden, wenn sie die „Zeitgeschichte“ behandeln sollen, — sich ganz genau zu überlegen, mit welchen Mitteln man diese Konfliktsituation und diese Verkrampfung

vielleicht doch auflösen und zum Guten wenden könnte⁴⁾. Hier nur einige erste Gedanken:

Von „Schulung“, von verordneten Aufklärungs- und Belehrungsaktionen von oben herab ist begreiflicherweise nichts zu halten. Es geht m. E. nur auf der bewährten Ebene von Diskussionstagungen. Diese Diskussionstagungen müßten aber eine ganz besondere Natur erhalten.

Auf ihnen muß jeder ältere Teilnehmer, also der, der das Dritte Reich bewußt miterlebt hat, in geschickter Weise dazu gebracht werden, rückblickende Motivforschung bei sich selbst vorzunehmen ohne moralisierenden Druck von der Tagungsleitung her. Den jüngeren Lehrkräften muß jene Zeit so lebendig nahegebracht werden, daß sie in die Lage versetzt werden, sich ganz in sie einzufühlen und die Motivationskonflikte der älteren Kollegen nachzuerleben. Geeignete unterstützende Literatur ist — wenn auch nur sehr sporadisch — vorhanden⁵⁾. Bei den Alterskategorien ist außerdem erlebnismäßig nahezulegen, wie auch heute selbst auf der „freien Wildbahn“ der demokratischen Meinungsbildung Verführungsprozesse politischer Art wirkungsvoll vor sich gehen und wie wenig man ihnen gegenüber im allgemeinen gefeit ist... infolge noch vorhandener Lücken in der Persönlichkeitsbildung und infolge Unkenntnis der Wirkung von Demagogie und Konformismus auf die vermeintlich „eigene“ Urteilsbildung. Die Autonomie der politischen Urteilsbildung ist also ein zusätzliches, noch unbewältigtes Bildungsproblem.

Wahr ist freilich, daß es im ganzen Bundesgebiet nur ganz wenige sozial-psychologisch ausgebildete Persönlichkeiten gibt, die für diese zugleich pädagogische und politische wie auch tiefenpsychologische Aufarbeitungsarbeit geeignet sind. Den großen Stab für die Feldarbeit muß man also erst noch schaffen. Deswegen dürfte am Anfang dieser Aktion die Ausbildung von Tagungsleitern stehen.

Die technischen und Zuständigkeitsvoraussetzungen für das Ingangbringen einer solchen psychologisch-fundierten zusätzlichen Bildungsarbeit sind in der Bundesrepublik gegeben.

Zu den Erkenntnisinhalten auf diesen Diskussionstagungen würde z. B. gehören, daß das deutsche Volk zwischen den beiden Weltkriegen durch gewisse Ursachen in abnormer Weise politisch verführbar, suggestibel, geworden ist und daß diese Leichtverführbarkeit, diese allgemeine Anfälligkeit und Desorientiertheit, dieser Hunger nach neuen Erlösungsrezepten in jener Not damals, diese Aufgeschlossenheit ohne geschulte Kritik dann auch in sehr geschickter Weise von radikalistischen Demagogen ausgenutzt werden konnte. Es wäre aufzuzeigen, in welcher Form dies geschah, welche alten bürgerlichen Ideale, welche Traditionen, welche Wertvorstellungen usw. mit besonderem Erfolg damals angesprochen werden konnten, um Gefolgschaft zu erreichen, — und es dann einmal sehr eingehend gemeinsam zu durchdenken.

Schon bei der Zusammensetzung solcher Diskussionsgruppen sollte man freilich dafür sorgen, daß überzeugte „Nonkonformisten“, die

4) Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, über die vielfältigen Anstrengungen zu berichten oder sogar sie zu bewerten, die die freien und staatlichen Bildungsträger bereits unternommen haben, um den Antisemitismus und den Rechtsradikalismus zu bekämpfen. Ich befasse mich hier nur mit zusätzlichen, ja etwas „irregulären“ Maßnahmen, die mir jetzt unvermeidlicher denn je geworden zu sein scheinen.

5) Z. B. Wanda von Baeyer-Katte, „Das Zerstörende in der Politik“, Quelle & Meyer 1958. — H. Wiesbrock in Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 1957: „Über Ethnocharakterologie“, derselbe in Soziale Welt 1951: „Schlagwort ‚Vermassung‘, zugleich ein Beitrag zur Charakterologie unseres Zeitalters“. — W. Metzger in Psychologische Rundschau 1957: „Erziehung zum selbständigen Denken“. — K. Sacherl im Kongreßbericht Psychologie 1957: „Zur Pathologie des politischen Denkens“. Walter Ehrenstein, „Dämon Masse“, W. Kramer-Verlag, Frankfurt/M. 1952. — Schriftenreihe der Friedrich-Ebert-Stiftung: „Überwindung von Vorurteilen“, Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, Hannover 1960, — daselbst in Vorbereitung: „Politische Urteilsbildung in der Demokratie“ (Tagungsprotokolle) — in Vorbereitung ferner „Autoritarismus und Nationalismus“, Tagungsprotokoll des Instituts für staatsbürgerliche Bildung in Rheinland-Pfalz.

mutig genug sind, um lautstark gegen den Strom zu schwimmen, nicht fehlen. Auf Tagungen, die politische Bildung zum Ziel hatten, konnte man gelegentlich erleben, wie aufwühlend und schließlich auch reinigend eine Diskussion werden kann, wenn ein Teilnehmer zum Beispiel, wie vorgekommen, mit dem Ausruf: „Meine Weltanschauung heißt Gehorsam!“ eine große Akklamation auslöste oder ein anderer noch mehr durch den Satz: „Es gibt für mich nur ein Gesetz und das heißt Deutschland!“ — Dann liegt es an dem pädagogischen Geschick des Diskussionsleiters, wie er der Absolutheit und Einseitigkeit solcher suggerierenden Thesen die gefährliche demagogische Spitze abzubiegen versteht. Auch könnte man dann allgemein auf die „Naturgeschichte“ der politischen Verführung und auf das Fascinosum mancher Phrasen zu sprechen kommen und auf diese Weise bestimmte Forschungsergebnisse pädagogisch verwerten.

16. Sachverständige

Einige Soziologen und Psychologen haben sich diesem ganzen Problemkomplex zugewandt und es erschien mir äußerst wertvoll, wenn man noch einige mehr anregen könnte, einschlägige Forschungen vorzunehmen und ihre Erfahrungen aus diesem Zweig der Motiv- und Sozialforschung dann auf solchen Diskussionstagungen — zunächst auf Bundesebene — zur Verfügung zu stellen. Vier Modelltagungen dieser Art konnten unlängst in Bergneustadt, Ingelheim und Neuhaus a. Schliersee stattfinden.

Auf Studientagungen unter Soziologen, Psychologen, Ethnologen, Historikern und Politikern mit Praktikern aus der Pädagogik sollten dann aber auch noch weitergehende „brennende“ Probleme angegangen werden. Immer wieder behauptet zum Beispiel das Ausland, — und niemand vermag es zu widerlegen, — daß die Deutschen anders seien als andere Menschen, daß sie Eigenschaften besäßen, vor denen sich die übrige Welt hüten müsse, daß es einen guten Grund habe, wenn man Deutschland — trotz seiner zuverlässigen demokratischen Verfassung und Regierung — mißtraue. Die peinlichen Vorkommnisse jetzt werden als eindeutige Symptome gewertet, dagegen hilft keine Bagatelisierung, kein „good will“ der Regierenden, auch keine polizeiliche Exekutive.

Wenn wir wirklich glaubhaft machen wollen, daß es sich bei diesem Bild, das man sich von „dem Deutschen“ macht, um ein affektives Vorurteil oder auch nur um ein aufgepfropftes Denkklichee handelt... oder um letzte ungefährliche Residuen, dann kommen wir nicht darum herum, jetzt einmal ganze Forschungsarbeit zu leisten und deren Ergebnisse dann behutsam, aber rasch in die politische Erziehung einzubauen. Deren Schwergewicht würde sich dann spürbar verschieben: von der bloßen Kenntnisvermittlung geschichtlicher Vorgänge auf die Erkenntnisvermittlung sozial-psychologischer Prozesse und charakterologischer Grundvoraussetzungen.

Im Berufsverband deutscher Psychologen hat sich vor zwei Jahren eine Sektion „Politische Psychologie“ gebildet, die dann auch schon einen kleinen Katalog von politisch-psychologischen Forschungsthemen aufgestellt hat, die der Bearbeitung harren. Hier wären Ermutigungen dringend nötig, praktisch: Zurverfügungstellung von Mitteln für Forschungsaufträge und Tagungen. Hier nur einige Stichworte zur politisch-psychologischen Thematik: Was hat es mit dem „Mitläufereffekt“ auf sich?, mit der Massen ansteckung?, mit der Suggestionskraft von politischen Slogans, von Parolen?, mit der Anfälligkeit für Kollektivvorurteile?, mit dem Ohne-mich-Komplex?, mit dem allgemeinen Mangel an Zivilcourage?, mit der Neigung zu autoritaristischem Verhalten (siehe Literatur Horkheimer/Adorno⁶⁾), mit dem problematischen Wert gewisser Meinungsforschungsmethoden?, mit dem sogenannten Klassenbewußtsein heute? und schließlich: was ist wahr an den Thesen von Packard und Dr. Dichter von der „Manipulierbarkeit“ des Menschen durch moderne unterschwellige Werbepreise?

6) Unter anderem: „Das Gruppenexperiment“, Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/Main — „Die autoritäre Persönlichkeit“, Institut für Sozialforschung, Frankfurt/Main. — „Frustration und Autoritarismus“, Dissertation bei der Universität Köln, von E. A. Saabourg.

E) Zusammenfassung

Doch zurück zu dem aktuellen Anlaß dieser Überlegungen. Die unzusammenhängende antisemitische Manifestation bald hier, bald dort, sind die bequemsten und zugleich wirksamsten Methoden für radikal-oppositionell eingestellte Kraftmeier, die ihrem Geltungsbedürfnis Befriedigung verschaffen möchten; sie stecken deswegen auch besonders leicht an. Echter, klar bewußter Judenhaß steckt im allgemeinen bei den Tätern selbst nicht dahinter. Der zutage tretende Affekt gegen den Begriff „Jude“ ist künstlich aufgepfropft (wenn es ihn nicht gäbe, hätte man ihn erfinden müssen, sagte Tucholsky), die Rationalisierung des Judenhasses desgleichen. Sie ist im allgemeinen also nur eingebildet, nachgeplappert, ohne eigene Erfahrung und meist auch ohne persönliches Haßobjekt. Echt dagegen ist zweifellos der noch keineswegs im deutschen Volk restlos überwundene Autoritarismus und Nationalismus, der „Hitler in uns“, die Opposition gegen den Mitschuldvorwurf.

Wieviel echte, d. h. innerlich überzeugte, an die Weltverschwörung und ähnliches glaubende Antisemiten es gibt, das ist schwer zu sagen, sie sind aber bestimmt nicht sehr zahlreich.

Im großen ganzen will das deutsche Volk jetzt seine Ruhe, will seinen Wohlstand genießen und ist schon deswegen über diese neue Un-

ruhe in seiner großen Mehrheit empört. Das deutlich hörbare Abrücken aller meinungsbildenden Stellen von den Störenfrieden wirkt in jedem Falle luftreinigend. Die unreifen Täter sollten dabei vielleicht noch mehr der Lächerlichkeit und der Blamage preisgegeben werden, indem man auf ihre steckengebliebene Pubertät verweist. Es darf nur nicht mit dieser allgemeinen Aufregung, die ja vorübergeht, sein Bewenden haben. Letzte „braune“ Vorbehalte müssen noch abgebaut werden. Es handelt sich um besonders „tief“ sitzende, zum Teil unbewußte Vorbehalte. Gerade darum bedarf es besonderer Methoden, um an sie heranzukommen. Diese sollten vier Grundsätze im Auge behalten: Freisein vom Vorgestrigen — Aufrichtigkeit zum Gestern — Verantwortung zum Heute und Mut für ein geläutertes Morgen. Sollte das Kölner Attentat in diesem Sinne Gegenmaßnahmen auslösen, dann hätte sich einmal wieder die Wahrheit des Goetheworts erwiesen: „*Ich bin ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will, doch stets das Gute schafft*“.

Anmerkung:

Dr. Walter Jacobsen, geboren 1895 in Altona/Elbe, Referent für Psychologie in der Bundeszentrale für Heimatdienst.

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um eine Studie des Verfassers, die er im Anschluß an die Kölner Vorgänge am Weihnachtabend für ein Referat angefertigt hat.

ALEXANDER HOHENSTEIN

Wartheländisches Tagebuch

Nachfolgende Auszüge sind einer vom Institut für Zeitgeschichte, München, vorbereiteten Veröffentlichung entnommen, die im Januar 1961 unter dem Titel „Wartheländisches Tagebuch“ von Alexander Hohenstein bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinen soll. Das Tagebuch hat der Verfasser im Kriege als Bürgermeister einer kleinen Stadt in dem von Deutschland besetzten polnischen Gebiet geführt. Es gibt in besonderer Weise Einblick in die tägliche Praxis nationalsozialistischer Besatzungspolitik in Polen gegenüber den als „rassisch minderwertig“ diskriminierten Angehörigen des polnischen Volkes und darüber hinaus auch in die praktischen Konsequenzen, die sich aus der antisemitischen Ideologie und Politik an Ort und Stelle ergaben.

Der Verfasser, ein deutscher Kommunalbeamter, der von jeher mit der Partei nicht auf besonders gutem Fuße stand, wurde in einer Art Strafversetzung nach den im Polenfeldzug eroberten Ostgebieten abgeordnet, um im sogenannten „Warthegau“ als Bürgermeister die Verwaltung eines mittleren Gemeinwesens zu übernehmen. Wie er — als rechtlich denkender Beamter alter Schule — in zunehmendem Maße mit den Prinzipien nationalsozialistischer Besatzungspolitik in Konflikt geriet, wie er Juden und Polen als Menschen betrachtete, während sie für ihn doch Ungeziefer und Arbeitsklaven zu sein hatten, wie er im Vollgefühl deutscher Überlegenheit, jedoch in humaner Grundhaltung dem polnischen Volk die „Segnungen der Kultur“ zu bringen trachtete, statt es, wie es von ihm erwartet wurde, zu verachten und auszubeuten, und wie er schließlich mit dieser Haltung in immer stärkeren Gegensatz zur Partei geriet, das alles findet in dem Tagebuch seinen lebendigen Niederschlag.

Vorwort

Dieses Buch ist ein wortgetreuer Abdruck aus dem Tagebuch, das ich in den Jahren 1941 und 1942 während meiner Amtszeit im Warthegau geführt habe. Ich habe bei der Übertragung aus dem stenographischen Original nichts weggelassen und nichts hinzugesetzt.

Die Personennamen — auch mein eigener — und die Bezeichnung der Orte des engeren Gebietes wurden verändert. Dies geschah allein mit Rücksicht auf die überlebenden ehemaligen Mitbürger, die in den Tagebuchblättern benannt und charakterisiert worden sind. Wen es angeht, der findet sich auch unter seinem Decknamen mit einiger Sicherheit wieder.

Alle Darstellungen in diesem Buch entsprechen den wirklichen Geschehnissen genau, nichts ist erfunden. Zur Bekundung der Wahrheit

in diesen Niederlegungen stehen viele Zeugen bereit. Denjenigen Lesern, die mir ein berechtigtes Interesse daran nachzuweisen vermögen, steht der Namens-Schlüssel und — soweit vorhanden — Adressenmaterial der Zeugen und Briefverfasser zur Verfügung.

Die im Anhang auszugsweise veröffentlichten Briefe sind sämtlich an mich gerichtet. Sie können von wirklichen Interessenten eingesehen werden. Aus ihnen wurde weggelassen, was rein persönlicher Natur war und zur eigentlichen Sache nichts aussagte.

Sollten ehemalige Mitbürger von P., deren Aufenthalt unbekannt ist und die sich in diesem Buch erkennen, diese Zeilen lesen, dann werden sie herzlich gebeten, sich über den Herausgeber bei mir zu melden.

Auszüge aus dem Tagebuch

7. Januar 1941

Dienstag.

Heute vormittag habe ich als erste Amtshandlung einen Betriebsappell abgehalten. Ich rief noch einmal das gesamte Personal beider Verwaltungen zusammen und machte diese Männer und Frauen mit meiner Auffassung von Recht und Verwaltung bekannt. Besonders betonte ich meinen Grundsatz, niemand zuliebe und niemand zuleide zu regieren und entschieden als Gemeinwohl allen privaten und persönlichen Belangen voranzustellen. Ich betonte, daß ich ganz besonderen Wert darauf lege, zwischen der deutschen und der polnischen Bevölkerung ein gutes, mindestens aber erträgliches Verhältnis herzustellen, und wünsche, daß auch dem jüdischen Bevölkerungsteil menschliche Achtung und eine solche Behandlung zuteil werde, daß wir später vor der Welt nicht unseren Rang als Kulturnation einbüßen. „Es liegt zu einem guten Teil an uns nachgeordneten Stellen, die wir unmittelbar am Volk arbeiten, den ergangenen und künftigen Bestimmungen von oben die humanste Auslegung und Auswirkung zu geben. Wenn etwas in unser freies Ermessen gestellt ist, das ebensowohl zum Nachteil als auch zum Vorteil geraten könnte, dann ist es für mich und meine Untergebenen selbstverständlich, es nur zum Vorteil anzuwenden, mögen

die Betroffenen Deutsche, Polen oder auch Juden sein. Alles, was Menschenantlitz trägt, ist unter Wahrung seiner Eigenart menschlich-förderlich zu behandeln...“

So versuchte ich, meine Lebensanschauung in knappen Worten auch den einfachen Gemütern meiner nunmehrigen Untergebenen begreiflich zu machen. Amtssekretär Steinemann, der amtliche Dolmetscher, übersetzte meine Worte gleich ins Polnische, (und eigens für die Polen dazu etwa) ... folgendes:

Ich habe nicht die Absicht, das polnische Personal in meinen Verwaltungen zweitklassig zu behandeln. Wer in meinem Geiste und nach meinem Willen fleißig und treu, ohne Nebengedanken arbeitet, wird seine Stellung nicht verlieren. Was ich zu schaffen gedenke, ist nur zum Besten der Stadt bzw. des Amtsbezirks und der Einwohner, gleich welcher Nationalität und welchen Bekenntnisses, geplant ... Was Ihr polnischen Leute also mit mir arbeitet, daß arbeitet ihr für Euch und Eure Volksgenossen selbst ... Ich will Euch nicht versklaven, nicht zum Deutschtum zwingen. Ich achte Eure Nationalität, aber sie hat unbedingt zurückzutreten vor der Arbeit zum Wohle der Stadt und des Amtsbezirks. Also nochmals: Was Ihr schafft, schafft Ihr letzten Endes für Euch selbst. Und wie Ihr wollt, daß ich Euch fördere, so fördert mich.

Bei der Übersetzung beobachtete ich die Wirkung dieser Worte auf den Gesichtern der Polen. Es war mir eine Freude festzustellen, wie sie mitgingen. Zum Schluß begann einer zu klatschen, gleich fielen alle Anwesenden ein.

Die Mienen der deutschen Leute drückten dagegen zunehmendes Erstaunen aus. Nur der Inspektor nickte freimütig Zustimmung.

16. Januar 1941

Donnerstag. (hier: Auszüge)

Der Ortsgruppenleiter hat mich gebeten, in einer heute abend in der Schule stattfindenden Versammlung mich den Amtswaltern der Partei vorzustellen. Ich soll dies mit einem Vortrag über meine Eindrücke und Pläne tun. Für ein solches Referat brauche ich mich nicht vorzubereiten. Im Gegenteil! Ich muß gut aufpassen, daß ich meine Eindrücke nicht wahrhaftig darstelle und meine Pläne nicht vollständig bekanntgebe. Meine Zuhörer mögen im bürgerlichen Leben ganz erträgliche und relativ gutmütige Kerle sein, sobald der Deutsche aber einen Uniformrock mit Lametta trägt, ist er unberechenbar. Die NSDAP übt einen ungeheuren suggestiven Einfluß auf ihre Politischen Leiter aus. Sie pflanzt in Gehirne, die von Natur aus schlicht, menschlich und natürlich sind, Illusionen und Machtkomplexe. Wenn die schlecht verdaut werden, richten sie in Gemütern ohne ausgeglichenen Horizont leicht ethische und sittliche Verwirrung an. Meine bösen Erfahrungen mit allerlei politischen Gernegroßen hat mich in starke Zurückhaltung gedrängt. Habe ich im Altreich kein Amt eines Politischen Leiters bekleidet, so werde ich mich hier schon gar nicht in dieses problematische Korps einreihen lassen. . . .

Sogar dieses, mein Tagebuch, führe ich in einer Stenographie, die außer mir wohl kaum jemand entziffern kann. In meiner Jugend erlernte ich nacheinander die Kurzschriftsysteme Stolze-Schrey, Gabelsberger und Reichseinheitsstenographie. Im Laufe der Jahre gerieten diese drei bunt durcheinander. Da ich zudem noch viele eigene Kürzel herausgebildet habe, ist mein Stenogramm für dritte unleserlich. Das ist sehr gut so, denn niemand weiß, wohin die politische Entwicklung führt, ob ich diese Aufzeichnungen einmal für Kinder und Kindeskinde übertragen darf oder sie eines Tages vernichten muß. Sie liegen stets in Sicherheitsverwahrung. — Besser sie als ich selbst. Ich werde sie den Schwiegereltern im Spreewald senden! . . .

Wohin sind meine Gedanken nur abgeschweift! . . .

Am Nachmittag besuchte ich noch das deutsche Evangelische Pfarramt, sprich Pastor Bläser und Familie. Er stammt aus Galizien, hat sich notdürftig in dem ausgeplünderten Pfarrhaus eingerichtet, in dem noch das Wesen seines Amtsvorgängers zu walten scheint, den die Polen bestialisch hingemordet haben. Der Pastor ist ein schwächlicher Mann. Seine Augen gefallen mir nicht. Im fanatischen Haß verabscheut er Polen und Juden. Steht der Gemütsmangel dieses Mannes zu Christentum und Pastorenwürde schon im üblen Gegensatz, so wirkt er bei seiner Frau geradezu abstoßend. . . .

— Die Parteiführerversammlung ist nicht aufregend verlaufen. Es verlohnt kaum, sie chronistisch festzuhalten. . . . Ich habe mich kaum über Allgemeinplätze hinausbewegt und kein Programm fixiert. . . . Ich befürchtete, jemand würde mich wegen meiner demonstrativen Höflichkeit gegenüber Polen und Juden befragen, doch hat es niemand getan. . . . Im übrigen verkündete ich den Männern, daß ich über mein Wollen und Wirken, mein Tun und Lassen Rechenschaft ablegen werde, und zwar unmittelbar der breiten Öffentlichkeit gegenüber. Es liegt in meiner Absicht, Bürgerversammlungen einzuberufen, zu denen jeder erwachsene Deutsche eingeladen wird. Dieser Gedanke wurde lebhaft begrüßt. . . .

Hier scheint die Diktatur der kleinen Hitlers nicht so anmaßend zu sein, wie im Altreich. Jedenfalls hat in dieser ersten Zusammenkunft vernünftige Sachlichkeit obgewaltet.

26. Januar 1941

Sonntag.

Die erste Bürgerversammlung fand heute statt. Der Ruf in die Öffentlichkeit hat unerwartet starken Widerhall gefunden. Mit einem Elan, den wohl nur der Reiz der Neuheit und der Neugier . . . hervorbringt,

wurde der große Saal des „Deutschen Hauses“ sitzfähig gemacht; . . . die ganze Stadt geriet in Aufregung ob des bevorstehenden Ereignisses.

Die Sitzplätze reichten bei weitem nicht aus. In den Seiten und der Mitte standen die Leute, dicht gedrängt, bis vorn. . . .

Zunächst stellte ich mich in aller Form vor. Dann schilderte ich meine Eindrücke von Land und Leuten, Stadt und Dörfern ziemlich schonungslos und stellte den Versammelten vor Augen, welchen Wirtschafts-, Bau- und Kulturzustand es zu erreichen gelte, ehe wir uns hier ebenbürtig neben unsere Dörfer und Städte im Altreich stellen könnten. Im einzelnen ging ich dann auf Übelstände ein, deren Beseitigung auch im Kriege durchaus möglich ist, vor allem die Sauberkeit im Denken und Handeln im Verkehr mit unseren Nebenmenschen. Wozu gehört, daß wir uns den Polen gegenüber ohne Haß und Niedertracht einzustellen hätten.

„Einen besiegten Feind,“ so führte ich aus, „entehrt man nicht. Sonst entehrt man sich selbst. Es ist unedel, Wehrlose zu erniedrigen und zu schädigen. Idi verlange Toleranz, Einfühlung in die Empfindungen der anderen und deren Umerziehung durch das praktische Beispiel. Nur eine untadelhafte, redliche Lebens- und Wirtschaftsführung kann auf die Dauer diese Leute von unserer kulturellen Überlegenheit überzeugen und sie zu innerlicher Umstimmung bringen. Es liegt an uns, . . . das Ziel des friedlichen, förderlichen Zusammenlebens recht bald zu erreichen. Druck erzeugt Gegendruck und Haß wieder Haß. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Polen uns nicht ins Land gerufen haben. . . . Wir haben uns, ebenso wie sie, mit Anstand ins Unvermeidliche zu fügen, uns aber nicht das Leben gegenseitig zu verbittern. Wir müssen nun einmal Nachbarschaft halten mit Polen und Juden, wollen es korrekt und menschlich einwandfrei tun.

Auch der Jude ist ein Mensch. . . . Solange wir mit der jüdischen Gemeinde Berührungspunkte haben, sind wir als Menschen und Christen verpflichtet, ihnen die menschlichen Grundrechte möglichst ungeschmälert zu lassen. Freilich in den Grenzen, die uns und ihnen das Gesetz erlaubt. . . .“

1. September 1941

Montag.

Gestern haben die ehernen Glocken der schönen Stadtkirche die Gläubigen zum letztenmal zum Gottesdienst gerufen. Ein Befehl der Regierung hat sie zum Schweigen gebracht^{*)}. Ab heute sind die polnischen Kirchen im Warthegau geschlossen worden! Ein unverständlicher, wahnwitziger Gewaltakt. Schlimmeres ist kaum noch denkbar — — — !

— Ich bin furchtbar aufgeregt, meine Empfindungen und Befürchtungen gehen dem Verstande aus dem Wege. Ich kann meine Erschütterung kaum in Worte fassen. — Wie kann man die Seele eines unterworfenen Volkes so grausam foltern! Wie will man . . . diesen Gottesfrevel vor der Weltöffentlichkeit begründen und vertreten?

Wird nicht ein einziger Schrei der Empörung durch die ganze Christenwelt gehen?

— Niemand von uns Deutschen versteht diese Brutalität. Die schärfsten Ausdrücke genügen nicht, unsere Gefühle auszudrücken. Inspektor Netter, ein gläubiger Katholik, ist so aufgebracht, daß ich diesen, sonst so ausgeglichenen, gemütvollen Mann kaum wiedererkenne. Auch unter uns Protestanten gibt es kaum einen, der mit gleichgültigem Achselzucken diese fürchterliche Anordnung abtut.

Was werden nun erst die Polen dazu sagen, die, ob ihrer schlichten Lebensweise und geistigen Bedürfnislosigkeit, ihr ganzes Herz der Kirche verschrieben haben? —

^{*)} Ein Gutachten des Instituts für Zeitgeschichte zur „Verfolgung polnischer katholischer Geistlicher 1939—1945“ kommt nach eingehender Untersuchung zu dem Ergebnis, daß „die Verhaftungen so gut wie sämtlicher polnischer Geistlicher und die Schließung beinahe ausnahmslos aller polnischer katholischer Kirchen Anfang Oktober 1941“ stattfand.

Wenn der Verfasser hier — entgegen allen anderen Quellen — diese Aktionen auf Anfang September 1941 datiert, so muß er entweder einem Irrtum erlegen sein, oder es muß eine — entweder verfrühte oder von der Gesamtkaktion gänzlich unabhängige — lokale Aktion der Polizeibehörden im Gebiet von P. stattgefunden haben.

— Mir graut vor den Folgen dieser unglückseligen Haßpolitik . . .

— Alle rechtschaffenen Deutschen im Wartheland, soweit sie sich geistige Klarheit und Selbstachtung bewahrt haben und nicht willenlose Sklaven des NS- und SS-Systems sind, werden innerlich abrücken von dieser tyrannischen Einstellung unserer Führung. Wir sind durchaus nicht alle kritiklose politische Idioten!

Was wir heute den Polen gegenüber empfinden, ist in einem Satz auszudrücken: Wir schämen uns, Handlanger jener Handvoll Menschen in der Staatsführung sein zu müssen, die ihnen und uns diese Kulturschande bereitet haben.

— Nach der bekannten Üblichkeit ist dieser Erlaß ohne Begründung herausgekommen.

Heute entsinne ich mich, daß in der letzten Parteiversammlung vom Kreisschulungsleiter die Kirchenfrage berührt wurde; ziemlich beiläufig.

Der Kreisschulungsleiter ist zugleich stellvertretender Kreisleiter und von Beruf Schulrat, also Jugenderzieher!

Er sagte da etwas von der politischen Gefahr, die in der Ansammlung so vieler Polen während der Gottesdienste zu erblicken sei; und darin, daß ein polnischer Geistlicher, also ein führender Intellektueller, sie in der Hand habe. Die polnische Intelligenz des Warthelandes sei zwar ziemlich gründlich ausgerottet, man habe aber die Pfaffen vergessen. Die Geistlichen könnten nicht ausreichend beaufsichtigt werden, sie entfachen und stärken den Widerstandswillen der Polen. Sie erteilen, trotz strenger Verbote, den polnischen Kindern sogar Unterricht. Ihre klare Führeigenschaft sei das gravierende Element politischen Mißtrauens und geplanter Abwehrmaßnahmen.

Diese politischen Schutzmaßnahmen bestehen also in der gewaltsamen Schließung der Gotteshäuser. Da hat man bestimmt das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, hat Wind gesät und wird einmal, wie ich den polnischen Volkscharakter beurteile, Sturm ernten . . .

14. März 1942

Sonnabend.

Ist denn so etwas überhaupt auszudenken? Ich soll bei vollem Verstande einen unschuldigen Menschen zum Tode verurteilen! Ich soll mit ansehen, wie sechs Menschen öffentlich erhängt werden, von denen wahrscheinlich keiner den Tod verdient hat. — Hingerichtet ohne ordentliches Strafverfahren und Urteil! — — —

In meiner Stadt! — — —

Ich bin aufs äußerste erregt, aufgewühlt bis in den letzten Herzwinkel.

O, warum mußte ich hierher verschlagen werden, in diesen unglückseligen Osten, der von konzentrierter Brutalität, von sadistischer Grausamkeit, von blindem Rassenhaß regiert wird. —

— Ich will versuchen, das Schreckliche der Reihe nach zu schildern. Nie hat sich die Notwendigkeit, ein ausführliches Tagebuch zu führen, nachdrücklicher erwiesen als heute. Was jetzt befohlen und in einigen Tagen ausgeführt wird, muß unbedingt festgehalten werden für eine spätere Zeit. . . .

— Es war ein Uhr mittags. Ich hatte meinen Schreibtisch aufgeräumt und eben abgeschlossen. Eine arbeitsreiche Woche schien überstanden, und ich freute mich auf das Wochenende. — Auf ein besonders schönes Wochenende, denn wir waren nachmittags zu einer Hochzeitsfeier bei netten Leuten eingeladen. . . .

Da klopfte es an die Tür.

Drei Männer traten herein. Zwei SS-Offiziere und ein Zivilist. Der stellte sich als Gestapo-Kommissar und die beiden Uniformierten als Sonderbeauftragte der Staatspolizei vor.

„Was kann ich für Sie tun, meine Herren?“

„Wir haben Ihnen einen Auftrag zu überbringen: Auf Befehl der zuständigen Stellen sollen in Ihrer Stadt am 18. März, also am Mittwoch der kommenden Woche, sechs Juden öffentlich erhängt werden. Die Hinrichtung hat auf dem Markte zu erfolgen in Gegenwart aller

in Ihrem Ghetto steckenden Juden. Denen zur Abschreckung. Es ist dafür zu sorgen, daß die NS-Formationen zur Stelle sind. Auch soll den Polen Gelegenheit gegeben werden, die Exekution mit anzusehen.“

— — — Wie Keulenschläge dröhnten diese Sätze auf mich ein. Ich glaubte, nicht recht zu verstehen: Sechs Juden — öffentlich hingerichtet — aufzuhängen — auf dem Markt — in Gegenwart der jüdischen Gemeinde — — —

— „Was sind denn das für Delinquenten?“

„Fünf Mann bringen wir aus Litzmannstadt mit. Das sind Aufrührer, Schmuggler, Schieber und haben noch allerhand anderes auf dem Kerbholze. Danach ist hier nicht zu fragen. Jude ist Jude. Die ganze Rasse verdient aufgehängt zu werden.“

Diese Antwort kam in so barscher Form, daß sie jede weitere Forschung nach Schuld und Sühne ausschloß. Ich hatte den Befehl widerspruchslos zur Kenntnis zu nehmen. Ein würgendes Unbehagen stieg mir in die Kehle.

„Obersturmführer, Sie sprachen von sechs Verurteilten, aber nur von fünf, die aus Litzmannstadt kommen. Darf ich noch fragen, wo der Sechste herkommt?“

„O ja, das dürfen Sie. Das sollen Sie sogar: Den Sechsten haben Sie zu liefern.“

— — — — — Mich durchschauerte es heiß und kalt.

„— — Ich — soll — liefern — —?“

Mein Gesicht muß sehr geistlos gewesen sein, denn die Männer brachten es fertig, über mich zu lächeln. Lachen in solcher Situation!

„Ja, Sie!“

„Ich habe doch niemand in der Judengemeinschaft, der ein todeswürdiges Verbrechen begangen hat!“ — —

„Was Sie nur immer von Verbrechen reden? In welchen Anschauungen leben Sie denn in diesem Käff?“ entgegnete böse der Offizier. „Alle Juden, ohne Ausnahme, sind Verbrecher und Auswurf der Menschheit. Alle verdienen sie von der Erdoberfläche zu verschwinden.“

„Das fällt mir ungeheuer schwer — —“

„Das scheint mir auch so. — Nun, Sie werden doch im Ghetto ein besonders dreckiges Subjekt haben, das irgendwie kriminell vorbelastet ist oder sich durch große Schmauze hervortut.“ —

„Nicht, daß ich wüßte. Ich kümmere mich um das Ghetto befehlsgemäß nur im Rahmen des Allernotwendigsten. Die Juden verwalten sich selbst. Ich habe lediglich mit deren Ältesten zu tun.“

„Na, dann nehmen Sie doch einfach den!“

— „Aber meine Herren!“ — — —

— „Also, Herr Bürgermeister, es ist uns egal, wie Sie das machen. Sie haben jedenfalls befehlsgemäß einen Juden an den Strick zu liefern, damit das halbe Dutzend voll wird, für das der Galgen vorgesehen ist. Wir haben ohnehin Kerle ausgesucht, die aus Poniatowec stammen, damit das Exempel für Ihr Ghetto besonders nachdrücklich wirkt. — Schluß mit der Diskussion. Kommen wir zur technischen Seite der Veranstaltung.“

Seine Grausamkeit, sein beißender Hohn schmerzten mich fast physisch. Der Obersturmführer weidete sich an dem ohnmächtigen Wirbel meiner Gefühle, den ich nicht verbergen konnte. — Mit den letzten Worten gab er seinem uniformierten Kameraden einen Wink. Der entnahm seiner Aktentasche einen Hefter und breitete vor mir in Lichtpausen die Zeichnung eines Galgens aus, die bis ins letzte detailliert schien.

„Diesen Galgen haben Sie auf Kosten Ihrer Stadt bauen zu lassen. Er muß Dienstag abend fix und fertig auf dem Markte stehen.“

Im Augenblick zuckte mir der Gedanke auf: jetzt kannst du einen Zeugen für diese Ungeheuerlichkeit gewinnen.

„Moment mal, meine Herren! Ich bin bautechnisch nicht bewandert. Da muß ich einen Fachmann heranziehen, dem Sie die Zeichnung erläutern können.“

Das war den Männern offensichtlich nicht ganz recht. Sie sahen sich an. Schließlich sagte der bis dahin stille Zivilist:

„Wer ist denn dieser Fachmann?“

„Mein Straßenbaumeister Helferich.“

„Ein Pole?“

„Nein, Deutscher.“ —

„Kann der den Mund halten?“

„Unbedingt.“

„Dann lassen Sie ihn kommen. Aber schnell, denn wir müssen bald weiter.“

— Ich hatte Glück. Helferich war noch mit der Lohnabrechnung im Bauamt beschäftigt. Gerade wollte er Schluß machen. Bald war er zur Stelle. Als ich ihm den Sachverhalt in kurzen Worten erklärte, verfärbte er sich. Ich sah, wie es in seinen Gesichtsmuskeln arbeitete. Seine Hände zitterten, als er die Galgen-Zeichnungen betrachtete. — Der SS-Führer erläuterte ihm alle Details. Die Arbeitsweise einer solchen Anlage schilderte er mit einer Vertrautheit, die auf vielfache praktische Erprobung schließen ließ. — Es schüttelte mich, diese Henker bei der Vorbereitung zu sehen. Sie behandelten diesen abscheulichen Komplex mit einer Gelassenheit, als ob es sich darum handelte, einen neuen Brunnen zu graben.

Meine Gedanken kreisten um die ungeheuerliche Zumutung, einen Menschen „an den Strick liefern“ zu müssen. — — Endlich, endlich fuhren diese kaltschnäuzigen Männer weg. Helferich mußte sie zum Markt begleiten, um die Hinrichtungsstätte auszusuchen.

Wie betäubt ging ich nach Hause. . . .

Nachmittags begab ich mich zum Gendarmerieleutnant Gschneidig. Auch er war stark bewegt, als ich ihm den Sachverhalt erklärte.

„Kennen Sie einen Juden in unserem Ghetto, der ein todeswürdiges Verbrechen begangen hat?“

„Nein, Herr Bürgermeister. Ich kann Ihnen nicht helfen.“

Dann bestellte ich mir den Judenältesten ins Amtshaus. Goldeborn fuhr auf, als ich ihm erklärte, was bevorstand.

„Ist denn so etwas möglich! — Ist denn so etwas möglich?“

„ — Ja! Herr Goldeborn, ich muß jetzt eine Gewissensfrage an Sie richten: Lebt in Ihrer Gemeinde ein Mann, der ein Verbrechen ist oder früher etwas begangen hat, was ungesühnt blieb?“

Goldeborn bedachte sich ein Weilchen.

„Nein, Herr Bürgermeister!“

„ — Denken Sie nochmal nach. Man könnte sich vorstellen, daß ein Verbrechen in Ihrer Gemeinschaft vorgefallen ist, das Sie aus naheliegenden Gründen verheimlichten. Zumal Sie im Ghetto ja auch eigene Gerichtspraxis ausüben. Ein Vorkommnis, das Sie auch mir nicht mitteilten.“

„Nein, Herr Bürgermeister, bestimmt nicht.“

— Gequält ging ich im Zimmer auf und ab. Der jüdische Zahnarzt verfolgte mich mit Augen, die schrecklich rot hervortraten. Angst sprach aus ihnen. — — —

„Herr Bürgermeister! Das Leben eines unserer Leute ist in Ihre Hand gegeben, — das Leben eines Menschen. — Sie können jeden beliebigen Juden ausliefern. — — — Auch mich. — — “

„Das weiß ich. — Eben das bedrückt mich. Herr Goldeborn, — dies ist eine der schwersten Stunden meines Lebens. — — “

„Seien Sie gerecht!“

„Dazu brauchen Sie mich nicht erst aufzurufen.“

„Das weiß ich. — — Leider, — oder Gott sei Dank, kann ich Ihnen nicht dienen, Herr Bürgermeister. Ich kann es vor meinem Gewissen

nicht verantworten, Ihnen einen Juden zu nennen, und sei es auch mein ärgster Feind. Den habe ich, aber er ist auch ein Mensch.“

„ — Mann, ich will ja auch gar keinen haben,“ schrie ich ihn, aufs Höchste erregt, an, „verstehen Sie mich denn nicht!? Mir ist meine Seelenruhe genau so lieb wie Ihnen Ihre! Meinen Sie, ich will bis an mein Lebensende die schwere Sünde mit mir herumtragen, einen unschuldigen Menschen zum Tode verurteilt zu haben? Das ist Mord!! Mit solcher Schuld soll ich einmal vor den ewigen Richter treten? — Sie haben leicht sagen ‚Ich kann nicht und ich tue nicht‘. Ich aber soll! Für mich wäre die Nichtlieferung eine Befehlsverweigerung, die an Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Verstehen Sie das?“

„Ja, Herr Bürgermeister.“

„Nein, Sie können das nicht verstehen, Sie sind nicht Bediensteter dieser Gewalt. — —

Entweder, ich gehorche und werde zum Mörder, oder ich rebelliere, und meine bürgerliche Existenz ist ausgeliefert; und die meiner Frau, die meiner vier unschuldigen Kinder. — — “

„Das ist ja furchtbar!“

„Ja, das ist furchtbar. Vielleicht erkennen Sie nun, daß mich dieses Ereignis persönlich betrifft. Die Alternative heißt für mich: Tod des anderen oder Selbstvernichtung. — — “

— „Gott meiner Väter, wie schwer schlägst du uns arme Menschenkinder! — “

„Gehen Sie, Herr Goldeborn. — Gehen Sie nach Hause und grüßen Sie Ihre tapfere Frau. Ihr dürfen Sie alles sagen, aber sonst noch keinem Menschen. Das könnte für Sie übel auslaufen. — Ich muß alles mit mir selbst auskämpfen. Gehen Sie jetzt!“

— Ich weiß nicht, um welche Stunde der Judenälteste mich verlassen hat. Ich weiß auch nicht, wie lange ich grübelnd an meinem Schreibtisch gesessen und nichts um mich herum wahrgenommen habe. . . .

15. März 1942

Sonntag.

Klirrender, trockener Frost.

Ich ritt über Land, aber die Baustellen zogen mich nicht an. Nur mit den Gedanken aufräumen! Allein sein. — Ziellost trabte der Wallach mit mir durch frierende, armselige Dörfer. Dampfend galoppierte er über Wege und Wiesen, querfeldein. Ich weiß nicht, wo ich heute vormittag überall aufgetaucht bin. Meine Gedanken rissen mich hin und her.

Drüben, im Ghetto, sitzt ein Mann, irgend ein Mann, den ich nicht kenne; den ich wohl nie bemerkt habe, der mir nichts getan hat, der seit Jahren kümmerlich dahinvegetiert. Dieser Mann soll in drei Tagen sterben. Schmachvoll am Galgen. Vor seinen versammelten Glaubensgenossen. Vielleicht im Angesicht seiner Frau und seiner Kinder. — Und ich soll ihn zum Tode bestimmen. Ich!!

— Nein. — ich kann es nicht. Mag ja kommen, was da wolle. —

16. März 1942

Montag.

Im Ghetto zu Litzmannstadt sitzen fünf jüdische Männer. Alle aus Poniatowec.

Der Tod wartet auf sie. — Übermorgen schon. —

Vielleicht ahnen sie ihr grausames Ende noch gar nicht. Das wäre gut so. — Vielleicht aber doch — —

— Ich konnte auch heute Nacht nicht schlafen.

17. März 1942

Dienstag.

Herr Helderich fragte mich, ob ich mir den Galgen ansehen wolle. Im Zimmerhof, hinter dem „Deutschen Hause“ liegt er, fertig zum Aufrichten.

„Nein! Um Gottes Willen, nein! Ich will nichts davon sehen. Gar nichts! Können Sie ihn in der Nacht aufbauen?“

„Ausgeschlossen. Es muß noch hell sein.“

„Nehmen Sie das letzte Himmelslicht wahr. Bauen Sie so spät als möglich auf! — —“

— — „Herr Bürgermeister, die polnischen Zimmerleute haben rausgekriegt, was das für ein Bauwerk ist.“

„Ließ sich das nicht vermeiden?“

„Nein. Ich habe ihnen die Zeichnung nicht gezeigt, nur Einzelteile anfertigen lassen. Aber sie haben es doch gemerkt. Nun werden sie sprechen. —“

— — „Ich kann's nicht verhindern. Heute abend erfährt ohnehin die ganze Stadt, was für ein teuflisches Stück hier gespielt werden soll. Ist wenigstens alles in Ordnung an dem Ding?“

„Ja. Es wird funktionieren.“

— Wie ein Stich ging es mir durch die Nerven.

Schauderhaft, an morgen zu denken. — Ich habe auftragsgemäß Ortsgruppenleiter Puffmann Bescheid gegeben. Er wußte schon, was los ist. — Woher?

Der tägliche Marsch der Juden wird auf den Markt geleitet.

Leutnant Gschneidig fragt an, welchen Juden er nun verhaften lassen soll.

„Gar keinen!“

„Sie müssen doch morgen einen zum Aufhängen stellen.“

„Ich stelle keinen.“ — — —

„Das gibt eine Katastrophe, Herr Bürgermeister!“

„Mag kommen, was soll. Ich verurteile keinen unschuldigen Menschen zum Tode.“

„Wir werden böse Stunden erleben. Der Kreisleiter leitet die Hinrichtung persönlich.“

„Meinetwegen. Ich werde meinen Standpunkt schon vertreten.“

— Abends werkten Zimmerleute auf dem Markt. Eine Kinderschar umsprang das Blutgerüst, dessen Zweckbestimmung sie nicht kannten. „Hurra! Ein Kasperletheater“ riefen sie und tanzten weiter. Sie ahnten nicht, daß es ein Totentanz war. — —

— Die Andeutungen der polnischen Zimmerleute haben sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Das morgige Ereignis ist das alleinige Stadtgespräch. Keinem ist dabei so recht wohl.

Im Ghetto heulen die Klageweiber.

— Die kleine Stadt hält den Atem an.

18. März 1942

Mittwoch.

Mit Gottes Hilfe ist dieser bitterschwere Tag nun überstanden. Noch fiebert alles in mir, und meinen Händen fällt es schwer, das Entsetzliche niederzuschreiben, das unsere Stadt, und nicht zuletzt ich selbst ertragen mußte. . . .

— — Der Kreisleiter hatte die öffentliche Hinrichtung auf 10 Uhr früh angesetzt. Befehlsgemäß hatte ich in Uniform daran teilzunehmen. In letzter Minute ging ich zum Markt. Da stand der schauerhafte Galgen auf der höchsten Erhebung vor der Kirche. Hoch überragte er die Menschenmenge. Am Platzrand parkten fremde Autos. — Links vom Galgen hatte man die schwarze, traurige Schar der Juden aufgetrieben. Kinder drängten sich in die Lumpen verhärmter, weinender Frauen. Die

verängstigten Männer starrten gebannt auf das Mordinstrument. Rechts wogte die Menge der sensationslüsternen Deutschen und Polen. Alle Fenster ringsum waren besetzt, sogar die sonst fast nie benutzten Balkone.

Die Frontseite des nach hinten offenen Karrees wurde von den Parteiamtsträgern, dem Korps der politischen Leiter und der Gendarmerie eingenommen. Ich sah viele auswärtige Uniformträger. Unter ihnen den Kreisleiter. Bei ihm mußte ich mich melden. —

„Das klappt hier nicht!“, fuhr Hofmüller mich an. „Wo ist der Jude von Ihnen, der aufgehängt werden soll?“

„Es ist keiner da.“

„Das merke ich. Wann wird er endlich gebracht? Gleich kommen die Litzmannstädter!“

„Ich habe niemand, der zum Tode verurteilt werden könnte!“

— — — — „Waaas? Sie haben keinen? — — — —“

Ich denke im Augenblick, der Mann will mich körperlich angreifen und trete spontan einen weiten Schritt zurück.

„Das ist ja unglaublich! Das ist ja Sabotage! Auflehnung gegen meine Befehle! — — Parteigenosse Hohenstein, dafür werden Sie gerade stehen müssen! Das zieht Konsequenzen nach sich!“

Hofmüllers Stimme überschlug sich. Seine Augen hinter der randlosen Brille stachen auf mich ein. Seine Begleitung nahm drohende Haltung gegen mich an.

Ein Zivilist, offenbar Gestapo-Beamter, fragte Hofmüller:

„Kreisleiter, soll ich nicht einfach einen Kerl aus dem Judenhaufen rausgreifen lassen?“

Mir schlug das Herz bis zum Halse. Ja, ich hatte Angst. Nicht vor den Parteigewaltigen. Nein, davor, daß Hofmüller diesen teuflischen Einfall ausführen lassen würde. Ich hing an seinem Munde, an seinen Bewegungen. — Was er über mich dachte und beschloß, war mir im Augenblick ganz gleichgültig.

„Nein“, donnerte er. „Ich will keinen Zwischenfall! Ich will — —“

Was er noch wollte, blieb unausgesprochen, denn Autosignale schnitten ihm das Wort ab. Zwei Personenkraftwagen und ein Gefangenentransportauto rollten an. Die Menge kam in Bewegung. Aus den PKW's sprangen SS-Leute. Sie meldeten dem Kreisleiter. Dann fuhr der Gefangenenwagen in das Karree. Die hintere Tür wurde aufgeschlossen. Was ich nun sah, ging mir durch und durch. Nicht nur mir. Auch meine Umgebung starrte mit großen, erschrockenen Augen hin:

In diesem Wagenkasten standen, zusammengepreßt wie die Heringe, Männer verschiedenen Alters mit dem Rücken zu uns. Auf den zerschissenen Jacken leuchtete der gelbe Judenstern. Zwischen den Schultern — ein gräusiger Anblick — trug jeder ein weißes Kreuz, dick mit Kreide aufgezeichnet. Ihre Arme waren mit Stricken auf den Rücken gefesselt. — Die fünf Ersten wurden heruntergezerrt. Im Wagen verblieb eine Kolonne von wohl dreißig Juden. Sie trugen alle das Kreuz. Wo mögen die hingefahren und hingerichtet werden?

Man führte die Verurteilten unter den Galgen. Jetzt erkannten die einheimischen Juden deren Gesichter. Ein Kreischen, Schreien und Weinen erhob sich, das Mark und Bein erschütterte. Es hätte einen Stein erweichen können. Aber der Kreisleiter und die fremden Uniformierten blieben kalt, wurden von dem maßlosen Jammer nicht berührt.

Inzwischen hatten sich SS-Männer hinter den Galgen begeben. Ich sah, wie sie auf den Judenältesten einredeten. Was wollten die da? — Goldeborn rief fünf Männer aus seinem Haufen. Er ließ sie auf das hintere feste Trittbrett des Galgens steigen. Sie angelten die Strickschlaufen herunter. Mit einer kaum faßbaren Infamie hatten die SS-Männer es so eingerichtet, daß die Verurteilten durch ihre eigenen Rassegossen hingerichtet werden sollten. — —

Der Exekutionsleiter, — jener mir schon bekannte Obersturmführer, schrie Goldeborn an: „Los, fang' an zu reden!“ —

— Der Kreisleiter hatte befohlen, daß zu dieser Stunde der Juden-

älteste „zu seinem Volk“ sprechen sollte. Diese Grausamkeit grenzt an Sadismus. Mit zitternder Stimme hob Goldeborn an:

„Juden von Poniatowec! Ihr seht vor Euch fünf Glaubensgenossen, die schwerer Vergehen bezichtigt werden. Des Ungehorsams, der Aufwiegelung und der Meuterei. Die deutsche Regierung hat diese Männer zum Tode verurteilt. Ihre Hinrichtung soll uns warnen, den Anordnungen der Regierung Widerstand entgegenzusetzen oder nicht blind zu gehorchen. Wollen wir also diese Züchtigung beherzigen und uns folgsam in unser Schicksal fügen. Wir verabschieden uns von unseren Glaubensgenossen und erwarten, daß sie standhaft sterben.“

Dem Judenältesten versagte die Stimme. Unwirsch winkte der Obersturmführer ab.

Dann führte man die fünf Todeskandidaten von hinten auf das Gerüst. Auf Befehl der SS-Männer zogen die zuerst aufgestiegenen Juden fünf von den sechs Schlingen herunter. Sie nahmen den Verurteilten die Mützen ab, legten ihnen die Schlingen um den Hals und setzten ihnen dann die Mützen wieder auf. Die Ärmsten sollten nicht mit Blößen vor ihrem Herrgott erscheinen.

Während dieser Arbeit, die aufgeregt und ungleichmäßig vonstatten ging, bewegten sich die zehn Männer auf dem Gerüst nach vorn, gerieten auf das Fallbrett. Dessen Auslöseeinrichtung war solcher Belastung nicht gewachsen. — Plötzlich klappte es ab und sechs Menschen, Henker und Delinquenten, stürzten auf die Erde.

Die Menschen, nicht nur die Juden, schrien auf! Zwei der Unglücklichen hingen bereits und kämpften über den Köpfen der Liegenden mit dem Tode. Das ging alles so schnell und war so gräßlich, daß es nicht zu beschreiben ist. Mit irren Augen in den grünbleichen Gesichtern sahen die abgestürzten Todeskandidaten ihre beiden Kameraden über sich hängen.

Da sie selbst gefesselt waren, konnten sie sich selbst nicht erheben, waren auch vom Schreck gelähmt. Ihre Glaubensgenossen halfen ihnen auf und schleppten sie zum zweiten Male auf den Galgen, den Helferich und die polnischen Zimmerleute in fliegender Eile reparierten. Das bedeutete eine Verlängerung der Szene, die uns allen an den Nerven zerrte. Inzwischen wurden oben die Köpfe auch dieser Verurteilten durch die Schlingen gesteckt und ihre Häupter wieder bedeckt. Da standen die drei noch Lebenden zwischen den schon hängenden Toten. Keiner machte eine abwehrende Bewegung, keiner sprach ein Wort, keiner weinte. —

Ein Kommando des Obersturmführers!

Das Standbrett fiel, — ein Ruck in den Stricken, ein Aufschrei der Judengemeinde, — und die Verurteilten waren erlöst. Ihre standhafte Haltung verdiente Hochachtung! Wie qualvoll haben sie sterben müssen.

Ich glaube, ihr Geist war schon tot, ehe ihre armen Körper starben.

Da hängen nun fünf Menschen, die alle den Tod nicht verdient haben, als Opfer eines wildgewordenen Systems. — —

— Der sechste Platz blieb frei! — —

— Als das Fallkommando des SS-Offiziers erscholl, habe ich den Kopf senken müssen. Diese gräßlichen Mordsekunden konnte ich nicht mit sehenden Augen ertragen.

— Inzwischen war der Gefangenenwagen in Richtung Herrnsitz wieder abgefahren. Nach diesem letzten Akt wurden die Juden ins Ghetto zurückgeschickt. Eilig bestiegen die SS-Leute ihre Wagen. Der Kreisleiter ging davon, ohne mich noch einmal anzusehen. Er verabschiedete sich nur von Ortsgruppenleiter Puffmann und Gendarmerieleutnant Gschneidig.

Aufatmend sah ich seine Begleitung verschwinden und die Wagenkolonne abfahren. Ich wartete nicht ab, bis sich die Menge zerstreute. Schleunigst begab ich mich ins Amtshaus zurück, um das nicht länger

ansehen zu müssen, was leider manchen Mitmenschen noch lange betrachtenswert erschien. Ich hatte ein Gefühl im Munde, als hätte ich Tinte getrunken. —

— — — Man hat mir im Laufe dieses Tages noch mancherlei berichtet. So, daß sich unter den fünf Juden, die an ihren Rassegenossen Henkershilfe verrichteten, der Vater des einen und der Bruder eines anderen Delinquenten befanden. So hat also ein Vater seinem Sohne, ein Bruder seinem Bruder die Schlinge um den Hals gelegt. Beim Aufruf haben sie sich dazu freiwillig gemeldet. Sie wollten in der letzten Minute bei ihren Angehörigen weilen und ihnen den Tod erleichtern, wie es dem ausgeprägten Familiensinn der Juden entspricht. Aufregung und Unbeholfenheit haben bedauerlicherweise gerade das Gegenteil bewirkt.

Arme Menschenkinder!

Gendarmen erzählten mir, daß schon vor uns in einer anderen Gemeinde eine Hinrichtung von Juden stattgefunden hat, daß die im Wagen verbliebenen Gefangenen alle noch im Laufe des heutigen Tages in den anderen Städten des Kreises erhängt werden. Wahrscheinlich laufe in den anderen Kreisen des Bezirks zur gleichen Zeit eine gleiche „Warnungsaktion“.

— Leutnant Gschneidig zeigte sich sehr besorgt um mein Geschick. Dem sehe ich mit beherrschten Gefühlen ziemlich ruhig entgegen. Wenngleich es mir klar ist, daß ich bald die Rechnung präsentiert bekomme. — Aber ich werde mich zu verteidigen wissen. Ein Gefühl innerer Erleichterung hat von mir Besitz ergriffen, seit ich sah, daß der sechste Strick leer im eisigen Nordwind baumelt. — — —

Die Erhängten sollen, dem Befehl nach, bis in die Dunkelheit hängen bleiben. Gegen 5 Uhr nachmittags kam der Judenälteste zu mir und fragte, ob er die Toten auf dem israelitischen Friedhof bestatten lassen dürfe.

„Selbstverständlich! — Wo denn sonst?“

„Der Ortsgruppenleiter hat sich geäußert, sie sollen in einer Schutt- abladestelle vergraben werden.“

„Darüber hat Herr Puffmann nicht zu bestimmen. Beerdigen Sie Ihre Leute nur, wo sich das gehört. Aber ohne Begleitung und ohne Feier.“

„Für uns ist aber ab acht Uhr abends Sperrzeit, und die Toten sollen bis in die Nacht hinein hängen.“

„Da mache ich nicht mit. Ich gebe ihnen zwei Stunden Zeit zum Begräbnis. Das wird ausreichen. — Um 6 Uhr nehmen Sie die Leichen ab und schaffen sie sofort auf Ihren Friedhof. Den Galgen nehmen Sie mit ins Ghetto und lassen ihn sofort zu Brennholz zerhauen. Von dem Gerät will ich keinen Span wiedersehen.“

Goldeborn erhielt seine Ausweise und führte aus, was ihm geheißen war.

— Meine Familie hat die Hinrichtung und die Stätte des Grauens nicht gesehen. Muttmchen hat die Kinder tagsüber daheim behalten.

Der Galgen wurde mit größter Eile beseitigt, hat vorher aber noch manchen bisher unbeteiligten Bürger, manches unschuldige Kind und manchen ahnungslosen Durchreisenden tief erschreckt. — Uns allen werden die scheußlichen Erlebnisse, diese Bilder des Grauens noch lange vor der Seele bleiben. Es waren Szenen, wie sie im dunkelsten Mittelalter vorgekommen sein mögen.

— Großdeutschland nennt sich Rechtsstaat.

Wir unterhalten eine Armee von Rechtswahrern, ein Spinnennetz von Gerichten.

— Wir bekennen uns zu den zehn Geboten der Bibel. — —

— Ein blutiger Hohn!

19. März 1942

Donnerstag.

Im Laufe des heutigen Tages fanden sich auffällig viel mir wohlgesinnte Bürger nach und nach im Rathaus ein. Offensichtlich trieb sie das Verlangen nach einem Gedankenaustausch über die gestrigen Erlebnisse. Irgend ein Geschäft in den Verwaltungsbüros wurde zum Anlaß genommen, mir „Guten Tag“ zu sagen.

— Nachmittags hielt ich die übliche Ortsvorsteherkonferenz ab, die von gestern auf heute verlegt werden mußte. Nach Abwicklung der Tagesordnung saßen wir noch länger zusammen als sonst und unterhielten uns über das, was mir möglicherweise jetzt bevorsteht. Die Herren sind der Meinung, daß meine gestrige Befehlsverweigerung dem Kreisleiter keine rechtliche Handhabe bietet, mich disziplinarisch zu belangen. Der gleichen Auffassung sind auch meine treuen Mitarbeiter und Vertreter, Inspektor Netter und Sekretär Steinemann.

Ich hingegen bin dessen nicht allzu sicher. Ich traue den Rechtsverdrehungskunststücken eines Herrn Hofmüller allerlei zu. Meine Überlegungen gehen dahin, daß man vielleicht auf eine Dienststrafverfolgung verzichtet in Erwägung dessen, daß ich, nach Verlust der Ostdienstfähigkeit ins Altreich zurückversetzt, über die hiesigen Zustände kritisch sprechen könnte. Was möglicherweise in empfänglichen Ohren ein unerwünschtes Echo erweckt. . . .

Ich habe nun meinen Vorgesetzten zum Feind. Das kann wohl noch eine ganze Weile gut gehen, aber nicht auf die Dauer. Nun, ich werde meinen Dienst so korrekt wie möglich tun und Angriffspunkte zu vermeiden suchen. . . .

25. März 1942

Mittwoch.

Betriebsschulung im „Deutschen Haus“. Ein Gauredner sprach. Seine rein politischen Darlegungen hatten mit Betrieb und Schulung recht wenig zu tun. Befehlsgemäß war mein ganzes Personal da.

„Ich bin jetzt so klug als wie zuvor“, meinte Herr Steinemann ziemlich enttäuscht, als wir den Saal verließen.

27. März 1942

Freitag.

Amtskommissar-Konferenz im „Adler“ zu Herrensitz. Hofmüller übersah mich völlig. In seiner Eröffnungsansprache sagte er u. a.:

„In jüngster Zeit hat sich ein Amtskommissar in unerhörter Weise erlaubt, den Anordnungen der Geheimen Staatspolizei und meinen Befehlen Widerstand entgegenzusetzen. Er hat die Stirn, sich offen gegen die Partei-Raison aufzulehnen. Ich habe diesem Amtskommissar zu verkünden, daß ich seine Gesinnung zur Kenntnis genommen habe. Bei nächster Gelegenheit werden wir unsere Konten gegeneinander aufrechnen!“

Dann mit erhobener Stimme:

„Ich verkünde allen Amtskommissaren, daß ich jede Auflehnung gegen mich mit allen Machtmitteln unterdrücke! Ohne Rücksicht auf die Person und etwaige bisherige Verdienste. Solche Verdienste sind kein Freibrief gegen die fest gefügte Ordnung des Staates und seiner Organe. — Meine Maßnahmen sind die der Partei, und meine Handlungen werden einzig von dieser diktiert. Ich dulde keine Eigenmächtigkeiten und keine Kritik dessen, was ich befehle. Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich. Wer aber gegen mich ist, der ist gegen den Führer, und wer gegen Adolf Hitler ist, der ist mein persönlicher Feind! Meine Feinde pflege ich zu vernichten.“

— Schön hat er das gesagt, der starke Mann. Ich zeigte mich ungeührt und nicht betroffen. . . .

— Eigenartig, wie ruhig ich der Zukunft entgegenreise, obgleich ich doch genau weiß, daß Waffen gegen mich geschmiedet werden.

Mein Sieg hat mir das Herz leicht gemacht. . . .

4. April 1942

Sonabend.

Morgens kam Stadtdiener Reder in unser Haus und wünschte mich zu sprechen.

„Herr Bürgermeister, unser Herr Steinemann hat vor, die Beamten und Angestellten der Verwaltung zu einer kleinen Abschiedsfeier einzuladen. Er bittet um die Erlaubnis, das große Sitzungszimmer dafür in Anspruch nehmen zu dürfen.“

„Darüber befindet Herr Inspektor Netter, denn ich bin in Urlaub.“

„Der Herr Inspektor sagt, solange Sie noch am Ort sind, treffen Sie die Entscheidungen. Er hat nichts dagegen.“

„Ich auch nicht.“

„Herr Steinemann läßt fragen, ob Herr Bürgermeister ihm wohl die Ehre geben würde, ebenfalls sein Gast zu sein. Um vier Uhr nachmittags läßt er bitten. . . .“

„Gut, Reder, ich werde erscheinen. Aber nur auf höchstens zwei Stunden, wir haben noch Oster- und Reisevorbereitungen.“

— Pünktlich war ich zur Stelle.

An der großen, hufeisenförmigen Tafel saßen meine Gefolgsleute. Die Querfläche war für Steinemann, für mich und die leitenden Herren reserviert. Den rechten Flügel hatten die Deutschen, den linken die Polen inne. Es fehlten nur Herr Helferich und Frau Ferk. Nach mir erschien Inspektor Netter. Er stutzte, wandte sich mir zu und flüsterte:

„Es war riskant von Steinemann, auch die Polen einzuladen. Mich soll's nicht wundern, wenn das Unannehmlichkeiten gibt.“

Ich wandte mich leise an Steinemann mit den gleichen Bedenken.

„Herr Bürgermeister, das ist doch keine offizielle Veranstaltung. Dafür zeichnen Sie und Herr Netter nicht verantwortlich. Deswegen kann uns niemand an den Wagen fahren. Warum soll ich mich nicht auch von den polnischen Kollegen verabschieden dürfen? Wir sitzen doch sonst tagsüber in den Büros am gleichen Tische und helfen uns gegenseitig.“

— Sei dem, wie ihm möge. Jetzt ließ sich daran nichts mehr ändern. Vielleicht dringt die Kunde ausnahmsweise mal nicht über unsere Stadtgrenzen hinaus. Hoffen wir das Beste.

— Zunächst sprach Inspektor Netter. Dann tranken wir ein Glas Bier und kosteten von den leckeren Kleingerichten, die Steinemann auffahren ließ. Im gutgeschneiderten Smoking saß er auf dem Präsidentenstuhl und ließ all' seinem Witz und Temperament die Zügel schießen. Bis ich mich erhob und eine kurze Abschiedsansprache hielt, die ihm zur Ehre gereichte. Noch ein Glas Bier, und dann verabschiedete ich mich. Eine gute Stunde war vergangen. Mochten die jungen Leute feiern, so lange sie wollten; mich rief die Familie.

Es war recht gut, daß ich so bald wieder daheim eintraf. Während ich noch dem Osterhasen Hilfestellung leistete, erschien Besuch. Völlig unerwarteter Besuch: Die jüdische Zahnärztin, Frau Goldeborn, eilte zur Hoftür herein, verstört, sich ängstlich umblickend. Schnell leiteten wir sie in das nächstgelegene Zimmer, damit möglichst Janina ihrer nicht ansichtig wurde.

„Herr Bürgermeister, mich treibt die helle Angst zu Ihnen. Ich hörte, daß Sie verreisen, für lange Zeit. Wenn der Vater weggeht, dann sind die Kinder schutzlos. Und wir sind doch nun einmal Ihre Gemeindekinder. Ich möchte mich von Ihnen verabschieden. Möchte Sie und Ihre liebe Familie noch einmal sehen. Wahrscheinlich zum letzten Male.“

„Wieso denn, Frau Goldeborn? Wir kommen doch nach vier Wochen wieder zurück?“

„Ich fühle es, wir werden uns nie wiedersehen. Wir gehen einem grauenvollen Ende entgegen. . . .“

— Wie schwer ist es mir geworden, der armen Frau klar zu machen, daß ich immer noch an keine Gefahr für Leib und Leben der Juden glauben kann. Daß ich alle Gerüchte, die von Vernichtungsmaßnahmen sprechen, für wahnwitzige Erfindungen halte. . . .

Auch Muttchen tat ihr Möglichstes, die aufgewühlte Frau zu trösten, ihre Verzweiflung zu zerstören. Fast schien das schwere Werk gelungen.

„Wir sehen uns in einem Monat gewiß wieder, Frau Goldeborn.“ —

Da überfiel es die gequälte Frau wieder. Sie riß sich herum und weinte heftig. „Nein, wir sehen uns nie wieder“, schluchzte sie.

— Schließlich beruhigte Frau Bella sich doch.

Mit abwesenden, tränennassen Augen blickte sie aus den Fenstern. Dann durch das Zimmer, als wollte sie sich dessen Eindruck für alle Zeiten einprägen. Erschüttert standen wir drei zusammen. Keiner sprach ein Wort.

Plötzlich raffte sie sich auf und verabschiedete sich. Bat, auch die Kinder herzurufen. Jedes drückte sie an sich und fand Worte, die uns in die tiefe Seele hinein weh taten.

„Auf Wiedersehen!“

„Leben Sie wohl“ — —

— Frau Goldeborn glaubte nicht an ein Wiedersehen. — —

20. April 1942

Naßthal/Spreewald

Ferien! . . . Wir genießen diese Schaffenspause mit Behagen. Selbst das Wetter hat sich freundlich entwickelt. Hier ist es wärmer als bei uns im Ostland. Die milde, aber intensive Sonne bräunt unsere Gesichter. Alle Bäume zeigen schwellende Knospen, und einige beginnen schon zu blühen. Die Glaswand unseres Sommerhäuschens schützt vor dem noch frischen Winde.

Herrlich, so unbeschwert das Erwachen der Natur zu erleben. . . .

5. Mai 1942 Poniatowec.

Dienstag.

Das Unglaubliche ist Tatsache, das Unfaßbare Geschichte geworden. Meine Ahnungen haben eine tiefe Berechtigung gehabt. Während meiner Ferien vollzog sich die Ausmerzungen der Juden von Poniatowec. Die realistischen Darstellungen des dramatischen Geschehens lassen nur den Schluß zu, daß diese armen Menschen nicht mehr leben, — daß sie vernichtet wurden.

Sie sind erlöst. — —

Ich aber, und mit mir meine Familie, danken unserem Herrgott vom ganzen Herzen, daß er uns erspart hat, Zeugen dieses grauenvollen Verbrechens . . . zu sein oder gar, auf Grund meines Amtes, Henkersdienste leisten zu müssen.

Welche Höllenqualen haben sie in ihren letzten Lebenstagen ausstehen müssen! Wie bestialisch ist man mit ihnen umgegangen!

— Ich bin betäubt von dem Gehörten, den Augenzeugenberichten. Es wird mir unendlich schwer, meine Erschütterung in Worte zu fassen; ich will versuchen, so sachlich wie möglich niederzulegen, was ich erfuhr. . . .

Inspektor Netter . . . berichtete mir:

„Ich wollte Sie in den schrecklichen Tagen, Mitte April, telegraphisch aus dem Urlaub zurückholen, Herr Bürgermeister. Aber Kreisleiter Hofmüller hat mir das ausdrücklich verboten. ‚Wir werden damit ohne den Amtskommissar besser fertig‘, sagte er. Offenbar hegt er Mißtrauen gegen Sie, oder er lehnt Ihre Mitwirkung in Exekutivaktionen grundsätzlich ab. So habe ich Herrn Helferich aus dem Urlaub zurückberufen. Er kam gerade noch zur rechten Zeit.“

„Wozu?“

„— Herr Bürgermeister, ich werde diese satanischen Szenen nicht vergessen, so lange ich lebe. Sie werden meine alten Tage vergällen. Ich habe niemals geglaubt, daß Menschen, deutsche Menschen, so bestialisch, so sadistisch, so — teuflisch sein können.“ — — Der alte Herr saß eine Weile schweigsam da. . . .

— „Wie ging es denn zu?“ — — —

— „Sie wissen ja, Herr Bürgermeister, daß die Judengemeinde seit Februar täglich vollzählig und geschlossen zur Kontrolle in den Schloßhof marschieren mußte. Die Juden hatten sich schon so daran gewöhnt, daß die meisten gar keinen Arg mehr hatten. . . .

Eines Tages — es war der 14. April — wurden die Juden im Schloßgut von einem großen Aufgebot an Gendarmerie in Empfang genommen. Gemeinsam mit einer Abteilung SS aus Litzmannstadt wurden die Unglücklichen umstellt. Scharf eskortiert trieb man die Juden in die polnische Kirche. —“

„— In die Kirche? —“

„Ja, in unsere schöne Stadtkirche. Da wurden sie hineingesperrt. Danach kämmt die Polizei das Ghetto bis in den letzten Winkel durch und holte alles heraus, was krank daniederlag oder sonst zurückgeblieben war: Greise, Wöchnerinnen . . . Zur gleichen Zeit wurden sämtliche jüdischen Arbeiter von ihren Arbeitsplätzen weggenommen. Auch Hermann aus Ihrem Grundstück. Alle steckte man in die Kirche und warf einen Toten hinterher, wie einen Sack.“ —

„Schauerhaft“.

„Ja, das war schlimm, aber noch lange nicht das Schlimmste. —

Zehn Tage wurden die Juden in dem Gotteshause gefangen gehalten. So wie sie gingen und standen. Ohne Betten und Decken, ohne Wäsche, ohne Löffel und Kamm, ohne Gerätschaften für das tägliche Leben. Bedenken Sie, fast dreitausend Menschen jedes Geschlechts und jedes Alters, Männer und Frauen, Kinder und Greise, Kranke und Tote, alle in einem Raum. Die Menschen haben ja nachts nicht liegen können. Die Türen wurden von SS-Männern Tag und Nacht bewacht. —“

— „Und keine Verpflegung ging hinein?“

„Doch. Auf Kosten der Stadtverwaltung wurden die Juden mit Brot und Margarine versehen. Zweimal täglich durfte ein Trupp Männer Wasser vom Brunnen vor der Kirche holen.“

„— Und die hygienischen Verhältnisse?“

„Nichts von sanitären Anlagen. Kein Klosett, keine Ambulanz.“

„War Doktor Korte nicht dabei?“

„Ja. Als Gefangener. Er wurde genau so einvernommen, wie er zum täglichen Kontrollmarsch ging. Ohne jede Behandlungsmittel und Instrumente. Er konnte zum Schluß sich nicht einmal selbst helfen. Wie hat er gejammert, nicht einmal eine Giftspritze für sich bei sich geführt zu haben.“

„Entsetzlich! Welche Tragödien mögen sich in jenen Tagen in der Kirche abgespielt haben!“

„Das ist für uns Außenstehende unvorstellbar. Ich weiß, daß Kinder geboren wurden und Menschen starben in dieser qualvollen Enge. — Eines Tages forderte der SS-Hauptmann die Juden durch ihren Ältesten auf, Geld und Geldeswerte abzuliefern, damit die Verpflegung bezahlt werden könne. Ganze Mützen voll Geld, Gold und Schmuck wurde von den verzweifelten Menschen herausgegeben. Die Stadtkasse hat davon nichts erhalten. Das beschlagnahmte die SS. — Ist vielleicht auch besser so, als daß wir am Raub beteiligt wären.“

Das Heulen und Wehklagen, das Jammern und Schreien der unglücklichen Juden vernahm man Tag und Nacht auf dem ganzen Markt. Es war grauenhaft, gruselig. Die Einwohnerschaft vermied es, nach Einbruch der Dunkelheit an der Kirche vorüberzugehen. Wenn am Tage die Tür aufging, dann schrien und flehten die Gefangenen um Erbarmen, um Verbandszeug, um Tücher und um — den Tod. Den Begriff Freiheit kannten sie nicht mehr. Brutal, eiskalt, herzlos trieben die SS-„Helden“ die Herausquellenden in die Kirche zurück, in der ein entsetzlicher Geruch brodelte.

Neun Tage und acht Nächte lang währte diese Vorhölle. Am zehnten Tage, in früher Morgenstunde, fuhr die SS eine Kolonne Lastkraftwagen auf den Markt. Die Pforte des Gotteshauses wurde aufgerissen und die Juden truppweise herausgelassen.

Wie sahen die Unglücklichen aus! Zerzaust, zerlumpt, dreckig, fast verhungert, glichen sie eher unheimlichen Spukgestalten als lebendigen Menschen. Die ganze Zeit über haben sie kaum schlafen, nur sitzen

können. Sie konnten sich nicht ausziehen, nicht waschen und nicht sät-
tigen. Denn was sie an Brot und Margarine bekamen, das reichte kaum
dazu aus, sie vor dem Verhungern zu schützen. In diesem Zustande wur-
den sie wie Vieh auf die Lastautos getrieben. Sie schleppten und scho-
ben sich gegenseitig, denn die SS-Männer zwangen sie mit Schlägen zu
größtmöglicher Eile. Auf den Wagen mußten die Menschen sich eng
einanderpressen. Stehend natürlich. Kranke kamen dazwischen, die
sich nicht auf den Beinen halten konnten. Rücksichtslos mußten die
Nachfolgenden über sie hinsteigen, gerieten schließlich auf sie drauf.
Markerschütternde Schreie ertönten zwischen dem Heulen und Weh-
klagen. Man riß die zertretenen Kranken hoch. „Die sind ja totgetram-
pelt“, hörte ich. So wurden die Toten zwischen die Lebenden einge-
preßt. Wie die Heringe. Wenn sich die Planen nach außen beulten, weil
drinnen das Gedränge zu groß wurde, dann schlugen die SS-Männer mit
Knüppeln und Kolben auf diese Beulen, die doch Menschen waren, ein.

— Ich hätte weglaufen mögen und durfte doch nicht.“

„— Und die Frauen?“

„Mit denen wurde nicht anders verfahren. Herzerreißende Szenen spiel-
ten sich ab. Die gequälten Menschen schrieten, weinten und fielen in
Krämpfe. Ungeachtet aller Gefahr fielen Frauen mit kleinen Kindern
vor den SS-Männern auf die Erde und umklammerten deren Knie, um
Erbarman flehend. Blutig geschlagen und gestoßen wurden sie auf die
Wagen getrieben. Dann fuhr die Kolonne mit ihrer Todesfracht zum
ersten Male ab. SS-Motorradler zur Seite und hinterher.“

„Todesfracht? —“

„Ja. Ich glaube fest, daß sie in ein Vernichtungslager gebracht wur-
den.“

„Hat man Ihnen das gesagt?“

„Nicht direkt. Das Ziel der Reise ist geheimgehalten worden. Die
Fahrt ging in Richtung Dabie. Man erzählte sich, daß nahe dieser Stadt,
bei einem Dorfe Chelmino, Gasvernichtungsanlagen bestehen und Hoch-
betrieb haben.“ *)

„Was hat denn die SS verlautbart?“

„Die Leute führten die Ausrede, daß die Juden nur in ein anderes
Lager kämen. So, wie ich es erlebte, behandelt man aber keine Men-
schen, die nur einen Platzwechsel vorhaben. So behandelt man nur
ausgesprochene Todeskandidaten.“

„Ich habe nie an die umlaufenden Gerüchte von Vernichtungsmaß-
nahmen und Vergasungen geglaubt. Das wäre ja staatlich organisierter
Massenmord!“

„Ich auch nicht, Herr Bürgermeister. Aber jetzt glaube ich nicht nur
daran, sondern bin überzeugt davon.“

*) Chelmino und Dabie gehören zu den wenigen unverschlüsselten Namen
dieses Tagebuches. Die Existenz des Vernichtungslagers Chelmino und des
Ghettos Dabie ist in zahlreichen Dokumenten nachgewiesen. Beide Orte sind
aufgeführt im „Verzeichnis von Ghettos, Zwangsarbeitslagern und Konzen-
trationslagern. Vorgelegt nach Beschluß der Vertreter der obersten Wieder-
gutmachungsbehörden und der Entschädigungsgerichte der Länder Baden-
Württemberg, Bayern und Hessen vom 10. 4. 1953 von Oberregierungsrat
Dr. Ungerer“, München 1953, hektographiert. Chelmino ist ebenfalls verzeichnet
in „International Tracing Service Catalogue of Camps and Prisons in
Germany and German-occupied territories, Sept. 1939 — Mai 1945“, Arolsen
1949, Bd. I. Aus der Fülle der wissenschaftlichen Belege für das Vernich-
tungslager Chelmino, das vom 8. 12. 1941 bis 18. 1. 1945 bestanden hat,
sind hervorgehoben:

The Black Book of Polish Jewry. An Account of the Martyrdom of Polish
Jewry under the Nazi Occupation. Editor: Jacob Apenszlak, New York 1943
(auf S. 115—118 findet sich ein detaillierter Augenzeugenbericht über die
Massenvergasungen in Chelmino).

Gerald Reitlinger, Die Endlösung, Hitlers Versuch der Ausrottung der
Juden Europas 1939—1945, Berlin 1956.

H. G. Adler, Theresienstadt 1941—1945, Tübingen 1955.

German Crimes in Poland, Warschau 1946, 2 Bände, bes. Bd. I.

Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen
Militärgerichtshof (IMT), Bd. VIII, S. 562 ff.

Kommandant in Auschwitz, Autobiographische Aufzeichnungen von Rudolf
Höss, Stuttgart 1958. Höss verwendet (z. B. S. 157 u. 165) den deutschen
Namen Kulmhof, schreibt aber „Culenhof“.

„Unfaßbar. —“

„Lassen Sie mich weiter berichten. Mir ist erst wieder wohl, wenn ich
alles vom Herzen habe. — Nach Stunden kam die Autokolonne wieder
zurück, und der zweite Akt dieses Dramas begann. Frau Goldeborn mit
ihrer Tochter kam aus der Kirchentür. Sie sah Herrn Helferich, eilte
auf ihn zu und flehte ihn um Rettung an. Ihr Mann, der Judenälteste,
bot ihm in hastigen Worten ein Vermögen in solcher Höhe, daß Hef-
erich nie wieder zu arbeiten brauchte. Nur Goldeborn wußte das Ver-
steck. Inzwischen waren SS-Männer auf diese Szene am Rande aufmerk-
sam geworden. Sie eilten herzu, schlugen auf die Unglücklichen ein,
ergriffen besonders den Judenältesten und mißhandelten ihn so schwer,
daß er, über und über blutend, zu Boden sank. Auch die Frauen mit
Säuglingen und kleinen Kindern auf den Armen wurden zu drang-
voller Enge in die Wagen gepreßt. Es war ein einziges Weinen und
Schreien vor Schmerz und Verzweiflung. — —“

— Der Inspektor schüttelte sich in Erinnerung an das grauenvolle Er-
lebnis . . . Seine Augen flimmerten. — Er zündete sich umständlich eine
neue Zigarre an und berichtete weiter.

„Das Schrecklichste ereignete sich bei der dritten und letzten Verla-
dung. In den Wagen standen die Juden, Männer, Frauen und Kinder,
dicht zusammengepreßt. Jeder Zentimeter Fläche war in Anspruch ge-
nommen. Die Menschen konnten nicht Arm und Bein bewegen. Da
brachte man die „bett“lägerigen Kranken aus der Kirche. Sie wurden
den Menschen auf den Wagen einfach über die Köpfe geschoben. Wie
Kornsäcke. Immer hinauf und hinein, ungeachtet des Geschreies der
Gesunden und Kranken. Und die Gesunden konnten nicht einmal eine
Hand heben, um sich und die lebendige Kopflast zu bewegen. Eine
Orgie des Satans, Herr Bürgermeister! Mir zittern die Knochen, wenn
ich daran denke, oft nachts im Bett.“

— „Das kann ich mir einfach nicht vorstellen . . .“

„Als die letzten Wagen vollgepfropft waren mit lebendigen Men-
schenleibern, da brachte man die toten Juden an. Achtundzwanzig sind
während der Gefangenschaft in der Kirche verstorben, Männer, Frauen,
Kinder. — Ein Wagen war für sie nicht mehr frei. Anstatt sie nun zu-
rückzulassen, nahmen die SS-Scheusale die Leichen und warfen sie den
lebenden Insassen mehrerer Autos budistäblich auf die Köpfe. Sogar die
deutschen Zuschauer schrieten vor Entsetzen auf. Unter schauerlichem
Geheul fuhren die Wagen zur letzten Fahrt. — —“

— „Die armen Kreaturen. Sie haben die Hölle schon auf Erden
erlebt. — — —“

— — — — —

„Glauben Sie nun noch daran, Herr Bürgermeister, daß diese Trans-
porte in eine neue Lebens-Ära hineinliefen? Nein! Dem Henker sind sie
ausgeliefert worden! —

. . . Noch etwas: Ihr Hausbursche Hermann und ein anderer junger
Jude hatten sich im Dachreitertürmchen der Kirche versteckt. Darin
wollten sie sich verbergen und nach Abgang der Transporte entfliehen.
SS-Leute fanden die beiden Burschen aber doch und haben sie unmensch-
lich zerschlagen. Hermann war der Schädel aufgespalten. Die Halbtoten
wurden auf den letzten Wagen geworfen.“

— — — — —

Tief erschüttert saß ich da und fand keine Worte. . . .

Der Inspektor unterbrach das Schweigen:

„Noch einen Fall muß ich Ihnen schildern, der Vollständigkeit halber,
damit auch all' das Scheußliche auf einmal ausgesüttet und vergraben
wird. Als die Juden schon weg waren, kämte die Gendarmerie noch
einmal alle Wohnungen durch. Auf dem Boden eines Hauses fand ein
Gendarm jenes irrsinnige Weib, von dem Sie mir vor Jahresfrist ein-
mal erzählt haben. Das jammernswerte Geschöpf war angekettet, lag
fast verhungert in seinem Kote. Seit zehn Tagen hatte sich ja niemand
mehr darum gekümmert. Kaltschnäuzig zog der Gendarm seine Pistole
und schloß auf das Weib. Die Kugel muß schlecht getroffen haben. Das
Weib zuckte nur zusammen. Dann richtete es sich plötzlich auf und
schrie in deutschen Worten: ‚Gebt mir Wasser und Essen!‘

Darauf legte der Gendarm wieder an und gab der Frau einen Gnadenschuß durch den Kopf.

Als man den Leichnam losschloß, war deutlich zu erkennen, daß die Frau ihr eigenes Fleisch an den Füßen, dicht an den Eisenringen, mit den Zähnen zerbissen hatte, um sich zu befreien“ . . .

„Das ist ja grauenhaft!“ . . .

(Langes Schweigen. Dann:) „Daß man ausgerechnet die Kirche zum Gefängnis machte, ein Gotteshaus so sträflich entweihte, ist einfach unfaßbar.“ —

„— Sie hätten die Kirche mal sehen müssen, als die Juden raus waren! — Etwas Widerlicheres gibt es auf der Welt nicht mehr. Schmutz-übersudelte Bänke, von den meisten die Rückenwände abgebrochen, die hat man verfeuert, ebenso wie das kostbare Chorgestühl. Vor dem Hochaltar haben die Juden ein ständiges Feuer unterhalten. Hinter den Altären fußhoher Kotschlamm, denn hier verrichteten die gequälten Kreaturen ihre Notdurft. Blutige Lappen, ehemals Altardecken, lagen herum. Die ganze Kirche stank, daß man darin keine Minute aushalten konnte, ohne ohnmächtig zu werden. — Wir haben uns vor Ekel geschüttelt. — Zwei Wochen lang haben polnische Arbeitstrupps angestrengt und opfervoll geschuftet, um wieder Grund hineinzubringen. Sie übernahmen die Reinigung freiwillig, ohne Lohn zu fordern. Der Kreisleiter hatte ohnehin verboten, dafür Geld auszugeben. — Nun steht die Kirche ohne Fenster da. Die gefangenen Juden haben sie herausgeschlagen, als die Luft knapp wurde. Wie mögen die gelitten, welche Tragödien sich in diesen zehn Schreckenstagen in dieser Hölle auf Erden abgespielt haben, die doch eigentlich ein Gotteshaus ist. Welcher Frevel, welche Herausforderung!

— Herr Bürgermeister, das kann unmöglich gut gehen. Dafür rächt sich der Herrgott sicher und bald. Nein, wir sind kein Kulturvolk mehr! Daß ich als alter Mann so etwas noch erleben mußte und den Verstand noch beisammen habe — Ach, ich habe das Leben hier so satt. Ich möchte heim, heim, heim!“

Erschüttert sah ich, daß Herr Netter weinte.

Wir schwiegen eine lange Weile. Ich bot ihm eine Zigarre an, um ihn abzufangen (und fragte dann:) . . .

„Sagen Sie, was ist denn aus den Judenhäusern geworden?“

„Die sind frei, darüber können wir verfügen. Wir haben das Ihnen überlassen“ . . .

„Sind die Wohnungen denn leergemacht?“

„Nein. Daraus sind nur Kleidung, Wäsche und Schuhwerk entfernt worden. Auf Befehl der SS mußten diese Leder- und Textilwaren in der Kirche aufgestapelt und sortiert werden . . . Da finden Sie das übertriebene Material auch heute noch. Wir warten darauf, daß es nach Litzmannstadt abgeholt wird. Angeblich für das dortige Ghetto.“

„Das besteht noch?“

„Ja.“

„Daraus kann man doch schließen, daß unsere Juden nicht vernichtet, sondern in ein anderes Ghetto gekommen sind!“

„Machen Sie sich doch von solchen Gedanken frei, Herr Bürgermeister . . . Zu viel spricht dagegen. —

Übrigens sind keine Wertsachen in der Kirche. Vor dem Abtransport hat die SS den Juden alles Geld, alle Wert- und Schmucksachen abgenommen. Sie fielen immer noch in erstaunlicher Menge an. In Gemeinschaft mit den Herren Helferich und Runge habe ich die Gold- und Brillantsachen in mein Amtszimmer getragen. Soviel Glitzereien und Werte haben wir noch niemals beisammen gesehen. Gerade war ich dabei, in Gegenwart der Zeugen ein Protokoll aufzusetzen und ein Verzeichnis anzulegen, als drei SS-Leute eintraten . . . und mir sagten, ich brauchte diese Sachen nicht zu registrieren, sie besorgten das in Litz-

mannstadt schon selbst. Damit schob ein SS-Mann mit einer lässigen Armbewegung den ganzen Berg blitzender Dinge, unglaubliche Werte, von meinem Tisch in seine Aktentasche, als ob es sich um Kalksteinproben handelte. Ich war sprachlos! Konnte aber nichts dagegen unternehmen. — Als die Männer raus und mit dem Juwelenkoffer davon waren, haben wir drei uns über die nun für diese SS-Leute gegebenen Möglichkeiten unterhalten. Was mögen diese Staatsvertreter unterwegs ‚verlieren‘. Der Bestand ist völlig unkontrollierbar. Man braucht nur so nebenbei in diese Aktentasche zu greifen, einige Sachen herauszunehmen und in der eigenen Tasche verschwinden zu lassen, — kein Hahn würde danach krähen. Der Spitzbube ist dann für sein ganzes Leben versorgt. Und was das für Ehrenmänner sind, das haben wir ja zu Genüge erlebt. —

— „O, du mein armes Vaterland“ . . .

12. Mai 1942

Dienstag *)

Wieder fuhr eine SS-Lastkraftwagen-Kolonnie in unserer Stadt auf. Dicht vor dem Kirchenportal. Der Kommandoführer meldete sich bei mir. Er hat den Auftrag, die in der Kirche aufgestapelten Kleidungsstücke, Schuhe und Wäsche der Juden nach Litzmannstadt zu überführen. —

— Gemeinsam mit ihm betrat ich das Gotteshaus, um mich selbst einmal von dessen Zustand zu überzeugen. Als erstes fiel mir auf, daß im Kirchenschiff überhaupt keine Bänke mehr stehen. Alles gottesdienstliche Gerät ist von den Altären verschwunden, die Fenster zerschlagen, Teppiche und Fußboden zeigten große Brandflecken, die Pfeiler stehen geschwärzt und verrußt da. Wenig erinnert nur noch daran, daß diese gewaltige Halle einst ein Bethaus für fromme Menschen war.

Jetzt liegen, fast fünf Meter hoch, Altkleider in enormen Mengen darin aufgestapelt. Hier Mäntel, dort Jacken und Hosen, gegenüber Frauenkleider aller Art, Wäschestapel, Schuhe und Stiefel in allen Größen. — Die Bestände sind genau sortiert und füllen das ganze Kirchenschiff. Hier wurde gründlich gearbeitet. Trotz der Höhe des riesigen Raumes und der fehlenden Fenster steht noch immer ein übler Geruch in dieser Kirche. Ein Gemisch von Schweiß, Knoblauch, Kampfer, Staub und Kot. — Wie schlimm mag es gewesen sein, als hier die vielen armen Menschen ihre letzten Lebenstage dahinquälten. —

— Wir kehrten wieder um, der SS-Offizier und ich, und gingen zum Stadthaus. Inzwischen wurde ein Trupp polnischer Arbeiter von einer Baustelle abgezogen und der SS zur Verfügung gestellt, um die Verladearbeit durchzuführen.

„Wer ersetzt denn nun der Stadtgemeinde die Löhne, den Arbeitsausfall, die Verpflegungskosten und sonstigen Aufwendungen, die anlässlich der Deportation der Juden notwendig geworden sind?“ fragte ich den SS-Untersturmführer.

„Wenn Sie die Kosten durchaus ersetzt haben wollen, dann müssen Sie sich an die Ghettoverwaltung Litzmannstadt wenden. Legen Sie dort Ihre Rechnungen vor, und man wird sie bezahlen. Wir waren allerdings der Annahme, daß Sie gern die Kosten selbst tragen würden im Hinblick darauf, daß Sie Ihre Juden nun losgeworden sind.“

„Ich denke gar nicht daran, auf den Kostenersatz zu verzichten. Die Juden haben, durch ihre Regiearbeit, der Stadtkasse nur Geld eingebracht, uns aber nichts gekostet.“

„Für die jetzt abgeholt Klamotten bekommen Sie aber nichts.“

*) Zu diesem Kapitel liegt im Archiv des Instituts für Zeitgeschichte eine Zeugniederschrift des Verfassers vor, die den gleichen Tatbestand zum Inhalt hat und mit einer eidesstattlichen Erklärung endet, die sich auch auf das Kapitel dieses Buches bezieht. In der Niederschrift, die die Echtheit und Glaubwürdigkeit dieses Kapitels bekräftigt und unterstreicht, versichert der Autor, daß dieses Gespräch noch am gleichen Abend nach der Unterredung mit dem SS-Untersturmführer fast wörtlich niedergelegt worden ist, die Aufzeichnung also frisch aus dem Eindruck heraus entstand und nichts dramatisiert, hinzugefügt oder erfunden wurde.

Es wurde grundsätzlich auch hier vom Autor dem Charakter des Buches entsprechend die wörtliche Rede beibehalten.

„Die sind ja auch nicht Besitz der öffentlichen Hand. Ich nehme an, daß sie für die Ausstattung der Juden in Ihrem Ghetto benötigt werden.“

„Das schlechte Schuhwerk werfen wir denen ja zu. Das gute aber nicht. Und Kleidung brauchen sie sowieso nicht mehr.“

„Sind denn unsere Juden nicht nach Litzmannstadt gebracht worden?“ —

Ob er merkte, daß ich auf den Busch schlug? —

Er sah mich forschend an und schwieg. Ich mußte ihn anstoßen: „Zur Zeit des Abtransportes war ich ja nicht hier. Ich kehrte erst vor fünf Tagen aus dem Altreich zurück, wo ich meine Ferien verlebte. So bin ich also nur mangelhaft unterrichtet.“

— Nach weiterem forschenden Zögern, das ich durch eine Zigarrenspende beendete, hielt er mich denn doch wohl für hinreichend vertrauenswürdig. Nachdem er Feuer genommen hatte, begann er mit seinen schauerlichen Offenbarungen:

„— Nein. Die Juden sind nicht nach Litzmannstadt gekommen. Wir werden uns hüten, da noch welche hinzubringen. Wir sind froh, sie von dort allmählich loszuwerden.“

„Aber wo sind die denn da gelandet?“

„— im Jenseits, wenn es für sie so etwas gibt.“

„Wie, die sind — tot?“

Der junge SS-Führer setzte eine überhebliche Miene auf, setzte sich gerade und zog die Augenbrauen hoch.

„Ehrlich, Herr Bürgermeister: Wissen Sie wirklich nicht, was gespielt wird?“

„Offiziell nicht. Wohl hörte ich von allen Seiten Vermutungen. Man sprach sogar von Vernichtungslagern. Aber niemand hat sie je gesehen. Kein Mensch weiß, wo unsere Juden wirklich hingebracht sind.“

„Das ist auch richtig und so beabsichtigt. Es genügt vollkommen, wenn nur wenige führende Persönlichkeiten Bescheid wissen.“

— Nun, Sie als Bürgermeister, Amtskommissar und Ortsgruppenleiter darf ich schon informieren. Sie haben ja auf Grund Ihrer Stellung und Ihres Eides nicht zu halten. —

(Die angekündigten Enthüllungen waren mir so wichtig, daß ich den SS-Mann gern in dem irrigen Glauben ließ, in mir auch den Ortsgruppenleiter der Partei vor sich zu haben.)

„Haben Sie den Abtransport der Juden im April geleitet?“

„Von anderen Städten ja, aber nicht von Poniatowec. Hier bin ich zum erstenmal.“

(Also kannte er mich nicht.)

„Ich werde Ihre Mitteilungen pflichtgemäß für mich behalten ... Erzählen Sie nur!“

„Alle Juden sind den gleichen Weg gegangen und werden ihn auch weiterhin gehen. Erst haben wir das platte Land, die kleinen Städte, von ihren Parasiten befreit, und nun lassen wir die großen Ghettos langsam auslaufen. Der Tag, an dem Europa judenfrei ist, kann an Hand der Kapazität der Vergasungsinstitute errechnet werden.“

„Vergasungsinstitute?“

„Ja. Davon haben wir jetzt mehrere im Altreich und im Warthegau.“

„Die Juden werden in vergaste Räume geführt?“

„Nein, so primitiv geht es da nicht zu. Stellen Sie sich das folgendermaßen vor:

— Von hier aus sind die Juden direkt in das Abschluslager transportiert worden. Da sieht man nicht etwa Gasometer oder Schilote. Das sieht aus wie ein schmuckes, besonderes geräumiges Barackenlager. Dort werden die Juden abgeladen. Der Lagerleiter begrüßt sie und sagt ihnen, daß sie in diesem Lager sich häuslich einrichten sollen. Hier blieben sie bis

zum Kriegsende.— Dann kommen sie in saubere Hallen und werden zunächst beköstigt. Dann erfolgt die Einteilung in Gruppen zu etwa 30 Menschen, Männer und Frauen getrennt. Ist das erfolgt, heißt es: Auftreten gruppenweise zum Baden! Zunächst kommt die Gruppe in einen Entkleidungsraum. Nackend geht es, durch eine Art Temperaturschleuse, einige Treppen hoch in den ‚Duschraum‘. Der ist fensterlos und kann 30 Menschen gerade noch fassen. Duschräumen befinden sich unter der Decke und Abflußtüllen im Fußboden. Also genau, wie eine Duschkabine auch sonst eingerichtet ist und aussieht.

Kaum ist die Gruppe eingetreten, da wird die Tür von draußen dicht und fest verschlossen und der ‚Duschraum‘ — fährt davon. Er ist nämlich der Spezialaufbau eines Lastkraftwagens. Sobald das Auto in Fahrt ist, bedient der Transportführer zwei, drei Hebel, und ein besonders giftiges Gas aus dem eingebauten großen Behälter strömt in den luftdicht verschlossenen Raum. Es tötet die Menschen darin binnen weniger Minuten sicher und schmerzlos. Die Wände sind schalldicht. Man hört nach draußen keinen Laut. Alles geht ruhig und friedlich zu.“

„Na, danke!“

„O, es gibt peinlichere und bedeutend schmerzvollere Todesarten.“

— „Mag sein. — Aber erzählen Sie weiter.“

„Viel gibt es davon nicht mehr zu erzählen. Die Fahrt des Wagens ist nur kurz. Binnen einer Viertelstunde ist der Begräbnisort, meist eine tiefe Sand- oder Tongrube, erreicht. Ventile werden geöffnet, Preßluft durch den ‚Duschraum‘ geblasen, die auch die letzte Spur des Gases vertreibt. Dann sperrt man die Tür auf, und das Verschiarrkommando zieht die Leichen heraus. Sie gleiten eine Rutsche hinunter, werden unten nebeneinander geschichtet wie die Bücklinge und mit Kalk überstreut. Dann kommt eine Erdschicht darüber — und der nächste Transport kann kommen.“

— Ich hatte sehr viel Mühe, meine tiefe Bewegung, meinen Abscheu nicht hinauszuschreien, ja, jede Regung vor ihrer Erkennbarkeit niederzudrücken. Den anteilheischenden Blicken des Erzählers wich ich durch neue Fragen aus.

„Besteht das ‚Verschiarrkommando‘ aus Polen?, aus Deutschen doch sicher nicht.“

„Um Himmels willen! Wo denken Sie hin! Das sind natürlich Juden. Die leben in der Hoffnung, mit soldier Totengräberarbeit ihr eigenes Leben zu erkaufen. Aber zuletzt kommen auch sie dran, in einem anderen Lager und auf andere Weise. Wir werden uns hüten, Mitwisser und Verräter großzupäppeln. —

Währenddessen werden im Lager die Klamotten gefilzt.“

„Was meinen Sie damit?“

„Genauestens auf Wertsachen untersucht.“

„Lohnt denn das noch?“

„Was meinen Sie wohl! Die Bande trägt doch alles zwischen Hemd und Haut, was sie an höchsten Werten besitzt! Kommen Sie mal nach Litzmannstadt in die Ghettoverwaltung. Da werden Sie Schätze sehen wie nie zuvor und nie wieder in Ihrem Leben. Milliardenwerte! Nach der Filzung kommen die Klamotten in die Spinnstoffverwertung. — Inzwischen ist ein neuer Vergasungswagen vorgefahren, und der nächste Trupp kommt in den ‚Duschraum‘. — Selbstverständlich werden die Wagen nach jeder Fahrt sorgsam gereinigt, die Gas- und Preßlufttanks nachgefüllt. Nichts verrät die Todeskarren. Sie werden in die Spezialrampen eingefahren, die ihnen den Eindruck vermitteln, als seien sie ein mit der Baracke baulich verbundener Raum. — So geht das Tag für Tag im kontinuierlichen Betrieb. Das schaffet allerhand weg, aber die Ghettos von Litzmannstadt und Warschau sind so groß, daß noch auf Jahre hinaus Arbeit vorliegt.“

— — — — —

— Das erzählt dieser schlanke, gut aussehende junge Mann, eine Zigarre rauchend, im leichten Plauderton dahin, als handele es sich um die Beschreibung des Betriebes einer Zuckerfabrik.

Sind denn in diesen Menschen, die sich „des Führers Elite“ nennen, Herz und Gemüt gänzlich verlorengegangen? Sind sie so verhetzt, so blind gehorsam oder so ehrlich überzeugt, daß sie Juden nicht als Menschen, sondern als schädliche Tiere in Menschengestalt ansehen, die man kaltschnäuzig abtöten muß wie die Ratten? — — . . .

Unsere Juden wird man bestimmt im „Abschlußlager“ nicht mit einer gefühlvollen Begrüßungsansprache und einem Gastmahl empfangen haben. Sicher werden sie gleich zum „Baden“ abkommandiert worden sein. Sie wußten bestimmt, was die gut getarnten „Duschräume“ zu bedeuten hatten, als sie hineingetrieben wurden. — —

— Frau Goldeborns letzter Besuch am Oster-Abend, ihr erschütternder Abschied, wird uns lebenslang vor Augen stehen . . . — Und wie sehr ahnte unser treuer Hausbursche Hermann die giftige, unmittelbare Gefahr, die ihn und seinesgleichen bedrohte. Wie angstvoll, wie traurig war er, als wir Abschied nahmen. Auch er wußte, daß es ein Abschied für immer war.

— So also hat Euer Erdenlauf geendet. In einer tiefen Lehmgrube unter einer Kalkschicht.

Aber Euer höchster Wunsch ist doch erfüllt worden: Ihr habt Euch nicht zu trennen brauchen. Vereinigt seid ihr in die rätselhafte Ewigkeit hinübergegangen.

Wir, meine Familie und ich, werden Euch in gerechtem Andenken behalten. — *)

— — — — —

Memento mori. —

*) Die Angaben, die dem Verfasser in diesem Kapitel von einem SS-Untersturmführer über die Vernichtung der Juden gemacht werden, sind dokumentarisch reich belegt. Es gab neben Umsiedlungslagern, Arbeitslagern und Konzentrationslagern noch ausgesprochene Vernichtungslager, die ausschließlich zur Tötung von Juden und anderen „unerwünschten Elementen“ bestimmt waren. Als solche existierten außer dem unweit von Poniatowec gelegenen Chelmnö im Vorkriegspolen noch die Lager Belzec, Auschwitz, Sobibor und Treblinka. Die Tötungsmethode in den Lagern war verschieden. So, wie sie hier von dem SS-Untersturmführer geschildert wird, mit fahrbaren Gaswagen, wurde sie in Chelmnö durchgeführt. Über die Verwendung dieser Gaswagen gibt es Augenzeugenberichte sowohl von deutscher als auch von jüdischer Seite, d. h. sowohl von Angehörigen der Vernichtungskommandos, bzw. ihrer Dienststelle, als von einzelnen Opfern, denen eine Flucht gelang. Außer den erwähnten Hinweisen seien hier zu den Vergasungen noch genannt: „Dokumentation zur Massenvergasung“, Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, April 1953, S. 177.

IMT, IV, S. 356 ff; IV, S. 242, 241 f, 370, 400 f; XI, S. 460 f; XX, S. 524, 537 — 41, 550; u. a. m.

Nürnberg. Dok. RF-350, PS-3868, PS-501, NO-3824 u. a. m.

Leon Poliakov, Bréviaire de la Haine, Paris 1951, S. 218 ff.

Kommandant in Auschwitz, Autobiographische Aufzeichnungen von Rudolf Höss, Stuttgart 1958.

Nachforderungen der Beilagen aus Politik und Zeitgeschichte sind an die Vertriebsabteilung DAS PARLAMENT Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23 zu richten. Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT zum Preis von DM 1,89 monatlich bei Postzustellung einschließlich Beilage ebenfalls nur an die Vertriebsabteilung. Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preise von DM 6,— pro Stück einschließlich Verpackung zuzüglich Postkosten an die Vertriebsabteilung, Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23 Telefon 34 12 51.

HERAUSGEBER: BUNDESZENTRALE FÜR HEIMATDIENST · BONN RHEIN KÖNIGSSTRASSE 8 5

POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

AUS DEM INHALT DER NÄCHSTEN BEILAGEN:

Kurt Borries: „Die französische Revolution
und Deutschland im Vorfeld
der europäischen Integration“

Ernst Deuerlein: „Deutschland in Vorstellung und
Aussage des Marxismus-
Leninismus“

W. Jaide: „Die Einstellung heutiger Jugendlicher
zur Politik“

Karl C. Thalheim: „Die Wachstumsproblematik
der Sowjetwirtschaft“

Wilhelm und Wolfgang Treue: „Entstehung und Entwicklung
des Parlamentarismus in Deutschland“

Walter Wehe: „Die wirtschaftspolitische
Entwicklung Europas seit dem
Marshallplan“
